

Eichstätter Familien-Prisma

Texte über Texte zum Thema Familie – Herausgegeben vom Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt 3. Jahrgang, Frühjahr 2008

Was ist das eigentlich, eine glückliche Familie? Geht da immer alles gut? Haben die einfach Glück? Ausreichend Geld, gesunde Kinder, Arbeit, Dach überm Kopf – vielleicht so wie die Ideal-Familien, die uns aus dem Fernseher serienweise entgegenstrahlen? Manche dieser Familien-Serien wirken wie zu lang geratene Kaffee-Werbungen: alle Beteiligten grinsen, Villa und Garten sind geradezu unnatürlich gepflegt, die Kinder sind allenfalls in einem erheiternden Maße aufmüpfig, und wenn diese sorgenfreien Familien in ihren lichtdurchfluteten Häusern der dramaturgisch notwendige Schicksalsschlag ereilt, blicken alle plötzlich ganz betroffen drein, sprechen floskelhafte Lebensweisheiten aus, und schon zehn Minuten später ist das Problem gelöst und alle liegen sich – wie sich das für glückliche Familien gehört – in den Armen. Sehr subtil ist das nicht gemacht, aber als Sehnsuchtsfernsehen und damit als Kontrast zum sogenannten wirklichen Leben wird es offenbar gerne gesehen. Manche nennen das Fluchtfernsehen; vielleicht ist das auch in dem Sinne zu verstehen, dass man bei soviel ödem Familienglück am liebsten davonlaufen möchte.

Gern gesehene Familien

Und die richtigen Familien, die echten, in denen es lebendig zugeht, in denen gestritten wird und immer wieder verhandelt und gelacht – sind deren alltägliche Freuden und Probleme denn nicht fernsehtauglich? Und wie! In den vermeintlich dokumentarischen Formaten ist Familie ein Erfolgsgarant; nicht nur die üblen voyeuristischen Varianten erfreuen sich großer Beliebtheit. Im Nachmittagsprogramm von Pro7 läuft *We are Family! So lebt Deutschland* und gleich im Anschluss *U 20 – Deutschland, Deine Teenies*. Wesentlich schwieriger ist es, in Spielfilmen das dramatische Potential des alltäglichen Familienlebens so umzusetzen, dass es weder banal noch unrealistisch wirkt.

Auch in Buchform verkauft sich Familie gut: Neben den massenweise erscheinenden Ratgebern für alle erdenklichen Familien-Lebenslagen besteht ein wachsendes Interesse an den Geschichten von mehr oder weniger

prominenten Familien – seien es die Hiltons, Hitlers oder Furtwänglers. Und soeben sind Buch und Hörbuch *Die Bin Ladens* erschienen.

Familien sind also eine spannende Angelegenheit; es ist eine eigenwillige Art von Zusammenhalt und Umgang mit Widrigkeiten, von glücklicher Selbstverständlichkeit und außergewöhnlichem Glück. Vieles passiert beiläufig, manches zwangsläufig, man hat Probleme, die man ohne Familie nie hätte, und man hat eben auch Glück, das man ohne Familie nie hätte.

Vielfältige Familienkultur

In der Rubrik „Familiengeschichten“ stellen wir künftig literarische Texte vor, in denen dieses Glück und dieses Leid greifbar werden. Zudem berichten wir über die vielfältigen laufenden Forschungen aus dem ZFG-Projekt „Religion und Familienkultur“. Die im Untertitel genannten Texte über Texte bilden nach wie vor den Hauptteil des *Eichstätter Familien-Prismas*, diesmal haben sich überdies zwei Filme dazugesellt.

Nicht alle Rubriken finden sich in jedem Heft, und die Einteilung ist bisweilen schwierig: Sachbücher können Rat geben, Ratgeber sind nicht unsachlich, und nicht jeder, der über Familienpolitik schreibt, tut das mit politikwissenschaftlichem Verstand (zwei heraus- oder eher herunterragende Beispiele finden Sie in diesem Heft). Glückliche Momente beim Blättern und Lesen!

Stefanie Haas

Psychologie, Soziologie, Pädagogik	2
Familienpolitik	8
Theologie, Religionspädagogik	12
Ratgeber & Broschüren	15
Sachbücher	17
Familiengeschichten	19
ZFG-Projekt „Religion und Familienkultur“	20
Neues aus dem ZFG	23
Inhaltsverzeichnis	24
Impressum	24

Psychologie, Soziologie und Pädagogik

Nicht einsam, sondern ohne Geschwister: Grundlegendes zum Thema Einzelkinder

Hartmut Kasten: Einzelkinder und ihre Familien.
Hogrefe Verlag. Göttingen u.a. 2007. 136 Seiten.
19,95. Euro.

Eine Internetrecherche zum Thema Einzelkinder offenbart so manch interessanten Treffer. So gibt es – unter www.einzelkinder.de – eine Website speziell für Einzelkinder, die Schicksalsgenossen kennen lernen wollen. Aber auch Nicht-Einzelkinder sind herzlich dazu eingeladen, über den Rand des Tellers voller Vorurteile hinweg zu schauen, um feststellen zu können: „Einzelkinder sind auch nur Menschen, und häufig nicht die schlechtesten“.

Diese Feststellung, dass Einzelkinder bestimmt nicht zu den schlechtesten Menschen zählen, gehört nun schon seit längerem – jenseits aller Alltags-Klischees – auch zu den Fakten streng wissenschaftlicher Familienforschung. Im Zentrum dieses Forschungsbereichs geht es dabei freilich nicht um Adjektive wie „besser“ oder „schlechter“, sondern vielmehr um die Suche nach bestimmten Merkmalen, mit denen Einzelkinder phänomenologisch bestimmt und über interdisziplinär angelegte Studien – eben wissenschaftlich – beschrieben und analysiert werden können.

Ein besonders interessantes und sehr lesenswertes Buch, das sich speziell diesem Themenbereich widmet, hat nun Hartmut Kasten vorgelegt. In seiner aktuellen Monographie *Einzelkinder und ihre Familien* geht er – wieder einmal – konkreten familienbezogenen Besonderheiten nach und findet eine ganze Palette an Antworten auf so manche Frage, die dem Typus des Einzelkindes anhaftet.

Dieses Buch komplettiert seine 1993 publizierten Forschungen zur Geschwisterbeziehung und stellt – in klassisch human- und sozialwissenschaftlicher Manier – gewissermaßen deren Pendant dar. Dabei ist es dem Professor für Psychologie in München und einem der führenden Familienforscher und Frühpädagogen hierzulande besonders wichtig zu betonen, dass es sich bei Einzelkindern nicht etwa um „vereinzelte“ oder einsame Kinder handelt, sondern um „Kinder ohne Geschwister“, deren Lebenssituationen, Familienverhältnisse und soziale Umwelten einer kritischen und vorurteilsfreien

wissenschaftlichen Auseinandersetzung bedarf. Auch wenn Kasten bereits in der Einleitung seines Buches mit der relativ gewagten These argumentiert, dass es sich bei einem Einzelkind vorwiegend um ein von den Eltern nicht geplantes „Ergebnis der familialen (und außerfamilialen, gesellschaftlichen) Verhältnisse und Lebensbedingungen“ handelt, ist er weit davon entfernt, platte Vorurteile zu verbreiten. Ihm geht es um eine gründliche Erforschung dieses bislang in der Familienforschung größtenteils ausgeblendeten Untersuchungsgegenstands auch deshalb, um die nach wie vor allgegenwärtigen negativen Einzelkindstereotypen und bestehenden Ressentiments zu Einzelkindeltern empirisch-realanalytisch zu entkräften, ein exaktes Bild der tatsächlichen Lebenssituation zu zeichnen und diese – im Rückgriff auf eine Vielzahl von Referenz-Studien – exakt darzustellen.

Kasten bemüht sich also, das gesamte Spektrum an potentiellen Fragehorizonten zum Gegenstand aufzuzeigen, um hierüber ein Abbild über das Phänomen Einzelkind zu gewinnen.

Dazu gehört neben der ausführlichen Beschreibung des Erlebens der persönlichen Situation von Einzelkindern, einer Analyse von Einkindfamilien und den Erfahrungsberichten von Müttern und Vätern mit (nur) einem Kind vor allem eine umfassende Darstellung der Lebenswelt von Kindern ohne Geschwister, ein Vergleich zwischen Einzel- und Geschwisterkindern und ein Exkurs in die Volksrepublik China, das als *das* Land der Geschwisterlosigkeit schlechthin gilt. Sämtliche der eben genannten Fragehorizonte geben einen sehr guten und profunden Einblick in unterschiedlichste Lebenslagen und -situationen, mit denen Einzelkinder umfassend portraitiert werden können; zumal die Betroffenen über weite Strecken der Abhandlung selbst zu Wort kommen, um aus ihrer Sichtweise ihr Einzelkind-Dasein darzulegen.

Der Autor versteht es – auch auf die didaktisch-methodische Aufbereitung seiner Ausführungen bezogen – vorzüglich, in den sehr komplexen Themenbereich einzudringen und dem Leser alle wichtigen Zusammenhänge und Besonderheiten zum Forschungsgegenstand zu vermitteln. Besonderes Lob verdienen auch die nach jedem Einzelkapitel angefügten Zusammenfassungen und die Schlussfolgerungen, die der Autor für den alltäglichen Umgang mit Einzelkindern gibt.

Kasten legt mit seinem neuen Buch ein Werk vor, dem durchaus der Rang eines Grundlagentextes gebührt. Familienforschern, Studenten der Sozial- und Verhal-

tenswissenschaften und all diejenigen, die in Arbeitsfeldern der Familienhilfe arbeiten, sei dieses Werk ebenso uneingeschränkt empfohlen wie denjenigen, um die es in diesem Buch geht: den Einzelkindern und deren Müttern und Vätern. Gerade diese Personengruppe wird Kastens Buch mit großer Spannung lesen – und dabei bestimmt die eine oder andere Neuigkeit über ihre persönlichen, familiären und gesellschaftlichen Besonderheiten und Eigenheiten erfahren.

Bernd R. Birgmeier

Ärger ist das Salz in der Beziehungs-Suppe

Jean-Claude Kaufmann: Was sich liebt, das nervt sich. Aus dem Französischen von Anke Beck. UVK Verlagsgesellschaft. Konstanz 2007. 279 Seiten. 19,90 Euro.

Jean-Claude Kaufmann, Soziologe in Paris, ist ein Fachmann fürs Alltägliche, das belegen seine Studien mit den Titeln *Frauenkörper – Männerblicke. Soziologie des Oben-ohne* oder *Mit Leib und Seele. Theorie der Haushaltstätigkeit* oder *Schmutzige Wäsche. Ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen*. Nun widmet er sich einem Thema, das jeder kennt: dem Ärger, verursacht von alltäglichen Divergenzen in Paarbeziehungen.

In der Phase der ersten Verliebtheit erscheinen die schrägsten Eigenheiten des anderen entzückend, doch wenn es erst einmal darum geht, sich gemeinsam im Alltag zu arrangieren, prallen zwei Lebenswelten aufeinander. Die Tücken des Zusammenlebens sind vielfältig. Das Streben nach Nähe einerseits und die Verteidigung des eigenen Terrains andererseits führen zu Konflikten, und in diesem Spannungsfeld müssen immer wieder Lösungen ausgehandelt werden.

Kaufmann berichtet von bewussten Vergeltungsmaßnahmen, von kompensatorischer Rache, von Angriffen und Gegenangriffen und Liebestaktiken. Unvorstellbar, dass sich ein Leser oder eine Leserin nicht in einer der Schilderungen wiederfindet. Stellenweise ist das sehr komisch.

In der französischen, schweizerischen und belgischen Presse hat Kaufmann die Leser aufgerufen, E-Mails über ihre Erfahrungen mit Beziehungsärger zu schreiben. Die Resonanz war groß, vorwiegend Leserinnen haben sich gemeldet. Ob Männer sich weniger ärgern, ist mit dieser Studie nicht zu ergründen, jedenfalls sind sie „zurückhaltender in der Artikulation, neigen mehr zur Verdrän-

gung und zur Ablenkung“ (68). Was wiederum zu neuem Ärger führen kann.

Die Teilnehmer wurden nach ihrer ersten Nachricht einzeln – weiterhin per E-Mail – befragt. Einige haben ganze Ärger-Listen geschickt, Zoé zum Beispiel: „er schaufelt so viel Essen in seinen Mund, dass dieser völlig entstellt ist“, oder: „er leckt den Löffel ab und steckt ihn wieder ins Marmeladenglas“, und auch außer Haus ist Zoés Lebensgefährtin Grund zum Ärger: „ist eine Frau anwesend, verwandelt er sich in einen Gockel!“ (121) Ein Mann ist nach Auskunft seiner Partnerin fernsehabhängig, ein weiterer mayonnaisesüchtig – so erheitert diese Ärgernisse in ihrer Banalität klingen mögen, jeder kennt das explosive Potential solcher alltäglichen Kleinigkeiten.

„Ärger entsteht immer ausgehend von einer Dissonanz“ (87), das kann an der Oberfläche lächerlich wirken, letztlich geht es darum, dass der eine dem anderen sein kulturelles Ideal aufdrängen will. Besonders in Sachen Arbeitsteilung im Haushalt kommt es zu diesem „Zusammenprall von Mikrokulturen des Alltags“ (87).

Kaufmann sieht auch die positive Seite: „Das Abenteuer des Alltäglichen ist notwendigerweise voller Emotionen, die [...] wie eine Antriebsenergie funktionieren.“ (33) Ärger sei „niemals bedeutungslos“ (12), es handle sich um eine Art Beziehungs-Würze.

Man kann es sich einfach machen mit der Behauptung, Männer und Frauen passten nunmal nicht zusammen. Denn das hat etwas Beruhigendes bei all den Verschiedenheiten, so wird „alles auf eine so schicksalhafte Ursache zurückgeführt, dass sich die Hoffnung auf künftige Veränderungen von selbst verbietet“ (63). Diesen Defätismus teilt Kaufmann nicht.

Ärger gab es wahrscheinlich schon immer. Doch die Ursachen für den Ärger nehmen zu, und die Paare müssen an der Harmonisierung und Einigung enorm arbeiten. Die Befreiung aus Rollen und überkommenen Strukturen führe zu mehr Ärger. Aber – das ist die gute Nachricht des Buches – die Individuen lernen nach und nach, mit diesem Ärger umzugehen.

Jean-Claude Kaufmann hat ein kleines Stück Alltagskultur beleuchtet. Nach der Lektüre wird der Ärger nicht weniger, aber vielleicht in seltenen Einzelfällen ein bisschen verständlicher. Was natürlich niemals eine Entschuldigung sein kann für Danebenpinkeln, Messer ablecken, Unnötige-Kleider-Kaufen oder Mayonnaise-Sucht.

Stefanie Haas

Widerstandskräfte stärken – aber wie? Forschungsfeld Resilienz

Günter Opp, Michael Fingerle (Hrsg.): Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. Reinhardt Verlag. München 2007. 332 Seiten. 29,90 Euro.

Frühe Entwicklungsgefährdungen und -störungen wurden von wissenschaftlicher Seite lange hauptsächlich als Defiziterscheinungen und -muster für den weiteren Lebensweg von Kindern erfasst. Mit Ergebnissen aus der Resilienzforschung konnte diese Blickrichtung verändert werden. Die Herausgeber des Sammelbandes, beide Hochschullehrer an erziehungswissenschaftlichen Instituten – Günter Opp in Halle-Wittenberg und Michael Fingerle in Frankfurt am Main –, möchten mit vorliegender Veröffentlichung einen realistischen, zukunftsweisenden Überblick über den Forschungsstand geben. Bereits im Untertitel kommt die dynamischere Sicht von Erziehung zum Ausdruck, die sich von der Polarität statischer Erziehungsvorstellungen lösen will und damit auch auf die Unvorhersagbarkeit der Verknüpfung von Risiko- und Schutzwirkungen hinweist.

Inhaltlich wird kurz gefasst folgenden Fragen nachgegangen: Welche Stärken und Kompetenzen helfen den Kindern am besten, Risiken in ihren Lebenswelten zu meistern? Wie können wir durch pädagogische und heilpädagogische Maßnahmen diese Widerstandskräfte stärken?

Der Band beleuchtet in drei Kapiteln die Gebiete: Grundlagen der Resilienzforschung; Resilienz als Arbeitskonzept in sozialen Arbeitsfeldern; Kritische Reflexionen zu den Resilienzkonzepten für Forschung und Praxis.

Der erste Beitrag von **Emmy Werner** resümiert unter dem Titel „Entwicklung und Resilienz“ u.a. die Ergebnisse einer Langzeituntersuchung mit hawaiianischen Kindern (Kauai-Längsschnittstudie), an der sie mehr als 30 Jahre mitarbeitete. Die lebensbegünstigenden Eigenschaften und sozialen Bindungen innerhalb der Familien und der Gemeinde scheinen – nicht nur dort – Schutzfaktoren zu sein, die ethnische und geographische Grenzen überschreiten und einen größeren Einfluss auf den Lebensweg der Kinder auszuüben, als spezifische Risikofaktoren (chronische Armut, geburtsbedingte Komplikationen, elterliche Psychopathologie u.ä.) oder Stress erzeugende Lebensereignisse.

Mit biologischen Aspekten der Resilienz befassen sich **Martin Holtmann** und **Manfred Laucht**. **Gerald**

Hüther nimmt einen sehr interessanten und aktuell viel diskutierten Bereich in den Blick: die Resilienz im Spiegel entwicklungsneurobiologischer Erkenntnisse. Seine zentrale Erkenntnis ist, dass tiefgreifendes Erleben von Stärkung auf sehr frühen Erfahrungen des Verbundenseins und Über-sich-hinauswachsen-Könnens gründet, was wiederum ganzheitliche Empfindungen bewirkt, die sich nicht nur im Gehirn, sondern im ganzen Körper sowie auch in den Beziehungen zu anderen Menschen ausbreiten.

All dies kann sich bei Menschen zurückbilden, bei denen sich im bisherigen Leben als Folge des verlorenen Zugangs und der Abtrennung von den eigenen Ressourcen ein Spektrum von Gefährdungen herausgebildet hatte: Einengung der Beziehungsfähigkeit, Rigidität der körperlichen Regelmechanismen, Ressourcen schwächende Verschaltungsmuster im Gehirn, welche bisheriges Fühlen, Denken und Handeln bestimmt haben. Das ermöglicht Wachstum und unterscheidet sich in jeder Hinsicht von Entwicklung, hierfür ist Begleitung und emotionale Nähe durch andere Menschen notwendig, die dazu beitragen, die Herausformung innerer Haltungen (Vorstellungen von sich selbst, stabilisierende innere Bilder) zum Ausdruck zu bringen.

Friedrich Lösel und **Doris Bender** stellen fest, dass unterschieden werden muss zwischen generellen Schutzfaktoren und spezifischen protektiven Prozessen bei Kindern, z.B. bestimmte Merkmale des Temperaments, des kognitiven Konzepts, der Selbstwahrnehmung und -bewertung. Jedoch haben Störungsarten unterschiedliche Auswirkungen, daraus ergeben sich nach Meinung der Autoren verschiedene Ansprüche an die weitere Resilienzforschung.

Rolf-Torsten Kramer versucht in seinem Beitrag eine Verhältnisbestimmung von „Biographie“ und „Resilienz“ und argumentiert für einen biographieanalytischen Zugang, dessen Konsequenz eine verstärkte Professionalisierung in der entsprechenden Interventionspraxis sein muss.

Angela Ittel und **Herbert Scheithauer** gehen unter der Frage „Geschlecht als Stärke oder Risiko?“ einer geschlechterspezifischen Resilienz nach und stellen u.a. fest, dass Schwestern vermehrt Verantwortungsübernahme mit psychosozialen Auswirkungen und Brüder eine geringere Verantwortungsübertragung/-übernahme und damit weniger Auswirkungen in psychosozialer Hinsicht zeigen.

Das Thema „Resilienz im Alter aus der Sicht der Lebensspannen-Psychologie“ wird von **Ursula M. Staudinger**

und **Werner Greve** behandelt. Sie kommen zu dem Schluss, dass der alternde Mensch über einen – entgegen allgemeiner Einschätzungen – hohen Grad an Widerständigkeit und Plastizität verfügt.

Im zweiten Teil „Resilienz als Arbeitskonzept in pädagogischen Arbeitsfeldern“ finden sich diese Beiträge zur „Diagnostik und Intervention bei frühen Bindungsstörungen“, über „Frühförderung als protektive Maßnahme – Resilienz im Kleinkindalter“, über „Resilienz und Bindung bei Kindern mit Behinderungen“, andere Texte befassen sich mit Bildungskarrieren von Kindern aus Zuwandererfamilien oder mit dem Thema Schule.

Rolf Göppel beschäftigt sich mit „Bildung als Chance“, daraus ein zusammenfassendes Zitat: „Bildung wird gerade dann zur Chance und birgt in sich resilienzfördernde Aspekte, wenn sie vom bildenden Subjekt tatsächlich auch bewusst als persönliche Chance für sich und sein Leben begriffen wird, d.h. als Möglichkeit des Verstehens und der Veränderung der eigenen Lage (und damit nicht bloß, wie es vielfach an den Schulen der Fall ist, als tägliches Pensum, als selbstverständliche Routine, als lästige Pflicht [...], als Mittel um Statuswerb). Gerade für diesen Erkenntnisprozess ist aber die biographische Selbstreflexion – sowohl im Hinblick auf die eigene Vergangenheit, als auch im Hinblick auf mögliche [...] Zukünfte – unerlässlich.“ (261)

Der dritte Teil „Kritische Reflexionen zu den Potentialen von Resilienzkonzepten für Forschung und Praxis“ beinhaltet folgende Artikel: **Gotthilf Hiller** stellt die Frage nach dem fragwürdigen, ja gefährlichen Konzept der „Resilienz“ für die pädagogische Arbeit mit Risikojugendlichen und mit jungen Erwachsenen in brisanten Lebenslagen. **Klaus** und **Karin Grossmann** kommen bei ihren Ausführungen zur Entwicklung von Bindungen zu dem Schluss, dass psychische Sicherheit als Voraussetzung für psychologische Anpassungsfähigkeit zu sehen ist, und **Michael Fingerle** beschreibt den „risikanten“ Begriff Resilienz und stellt dazu Überlegungen zur Resilienzförderung im Sinne der Organisation von Passungsverhältnissen an.

Emmy Werner schließlich gibt mit dem letzten Beitrag einen Überblick über internationale Längsschnittstudien zur Resilienz und kommt dabei zu dieser Schlussfolgerung: „Wir müssen mehr wissen über individuelle Dispositionen, über die Unterstützungsangebote in Familie und Gemeinde, die es solchen Kindern ermöglichen, kulturelle Grenzen zu überschreiten und in hochriskanten Lebenskontexten ihr Leben möglichst effektiv zu

gestalten. Wir können viel von diesen Kindern lernen.“ (325)

Der Sammelband ist äußerst fachspezifisch und sachlich-wissenschaftlich angelegt und dient deshalb vor allem als ein Vertiefungsangebot für Personen in (heil)pädagogischen, erzieherischen Berufen. Er eignet sich aber auch durchaus für Ärzte, Eltern und alle, die einen differenzierten Einstieg suchen oder selbst den Blick auf die Dynamik und das Stärkende in der eigenen Biographie richten möchten.

Eva Feuerlein-Wiesner

Geschlechterverhältnisse im Mikrokosmos Familie

Eva Labouvie, Ramona Myrrhe (Hrsg.): Familienbande – Familienschande. Geschlechterverhältnisse in Familie und Verwandtschaft. Böhlau Verlag. Köln u.a. 2007. 300 Seiten. 37,90 Euro.

Söhne werden anders erzogen als Töchter, Väter verhalten sich anders als Mütter, daher eröffnet der Blick auf die Familie in Geschichte und Gegenwart besondere Möglichkeiten, „Geschlechterverhältnisse in mikroskopischer Deutlichkeit und in verschiedensten Facetten zu beleuchten“ (2). Und so halten Vertreter und Vertreterinnen der Literaturwissenschaften, Soziologie, Volkskunde, Theologie, Philosophie und Pädagogik ihre Leuchten in historische Familien und in aktuelle und bemühen sich um eine Verbindung von Familien- und Genderforschung. Zusammengetragen wurden die Studien von Eva Labouvie, sie ist Professorin für Geschichte der Neuzeit (Schwerpunkt Geschlechterforschung) an der Universität Magdeburg, und Ramona Myrrhe, die ebendort die Koordinierungsstelle für Frauen- und Geschlechterforschung leitet.

Der erste Teil des Bandes beschäftigt sich mit Bildern, Fiktionen und Konstruktionen von Verwandtschaft und Familien in Literatur und Kunst. In einem Versroman vom Anfang des 13. Jahrhunderts sind familiäre Konflikte ebenso wie hilfreiche Beziehungsnetze eindrucksvoll beschrieben; ein Aufsatz analysiert beispielsweise literarische Hochzeitsnächte. Hier zeigt sich wieder einmal, dass man auch im Niebelungenlied und bei Wolfram von Eschenbach, bei Goethe und Fontane, bei Novalis und Dostojewskij viel und Allgemeingültiges über Familie erfahren kann.

Dem Verhältnis von Geschlecht und Familienleben widmet sich der zweite Teil des Bandes; Themen sind

beispielsweise Hexenfamilien oder eine „geschlechter-spezifische Geschwistersozialisation am Beispiel einer bürgerlichen Familie im 19. Jahrhundert“. Grundlage des letztgenannten Aufsatzes sind die Lebenserinnerungen einer 1841 Geborenen aus der ältesten bayerischen Ärztfamilie. Sie erzählt von sich und von ihrem Bruder und macht sich Gedanken über ihre Rolle. Die Unterschiede in der Erziehung und Lebensplanung sind deutlich und dabei doch feiner, als man vermuten würde. Auch in diesem Beitrag wird ersichtlich, dass persönliche Dokumente dieser Art Aufschluss geben können über das Verständnis von Familie, und man ahnt, welches Potential in solchen sehr subjektiven Quellen steckt.

Not, Verzweiflung, Gewalt, Alkoholismus, Verbrechen – das sind die Themen des Teils über die Familienschande. Interessante Einblicke gewährt beispielsweise der Beitrag über alkoholgegenerische Vereine. Eine Autorin hat ehemalige KZ-Aufseherinnen und ihre Töchter befragt; hiermit wird unter anderem anschaulich, wie wichtig die erzählte oder erzählbare Familiengeschichte für die familiäre Identität ist.

Die Beiträge in diesem Sammelband sind teils sehr speziell, einige schärfen den Blick auf die geschlechtsspezifischen Rollen im Mikrokosmos Familie. Andrea Günter beispielsweise stellt in ihrem Aufsatz „Vätern einen Platz geben“ Überlegungen an „zu einer gesamtgesellschaftlichen Aufgabe für Frauen und Männer“. Sie berichtet vom Ende des Patriarchats und von der Suche nach neuen Vaterbildern und Vaterrollen – da gerät einiges zu pauschal, und für diesen Text trifft zu, was für den gesamten Band gilt: In Details bisweilen interessant, in den Schlüssen oft weniger überzeugend.

Stefanie Haas

Lesbare Fakten statt gefühlter Werteverstärkungen

Rosemarie Nave-Herz: Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. 3., überarbeitete und ergänzte Auflage. Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Darmstadt 2007. 163 Seiten. 19,90 Euro.

Rosemarie Nave-Herz kann einem am Stammtisch schon mal die Laune verderben. Die Soziologin hält in ihrem Buch eine Reihe verständlich dargebotener Differenzierungen zum Thema Familie bereit. Die Fülle der Informationen ist lebendig dargestellt, hier hat man

viele relevante Zahlen beisammen, und als Leser wird man auf die Frage zurückgeführt, was es überhaupt bedeutet, vom Wandel der Familie zu sprechen – ob man ihn nun beklagt oder euphorisch überschätzt. Mit einem zu engen Familienbegriff lässt sich der Wandel nicht begreifen, andererseits ist nicht einfach alles irgendwie Familie. Die konstitutiven Merkmale des Systems „Familie“ hat die Verfasserin zusammengetragen und auf strukturelle Veränderungen hingewiesen (wie beispielsweise die zeitliche Veränderung der Lebens- und Familienzyklen: so macht die Familienphase heutzutage nur noch ein Viertel der Lebenszeit aus). Rosemarie Nave-Herz hat das 1994 erstmals erschienene Buch mit aktuellen Daten unterfüttert, nun liegt es in einer Neuauflage vor. Nicht an allen Stellen wurde sorgsam aktualisiert, da ist beispielsweise vom vorigen Jahrhundert die Rede, und damit ist das 19. gemeint, aber das sind Kleinigkeiten im Vergleich zum Gewinn, den die Lektüre dieses Buches bringt.

Kurz und fundiert sind verschiedene Familienformen und -strukturen dargestellt, mit Mythen wie zum Beispiel der Großfamilie in vorindustrieller Zeit wird ebenso aufgeräumt wie mit Behauptung, dass die Ein-Eltern-Familie eine völlig neue Familienform sei (auch gab es früher mehr Adoptions-, Pflege- und Stieffamilien als heute). Die Verfasserin schreibt über Rollenzusammenstellungen und Familienbildungsprozesse, weitere Themen sind (fehlende) Geschwistergemeinschaft, Gewalt in der Familie, familiales Freizeitverhalten Alleinerziehende, Stieffamilien, homosexuelle Partnerschaften und Ehescheidungen. Und immer steht die Frage nach den im Untertitel genannten „Folgen für die Erziehung“ im Hintergrund.

Werden Ergebnisse der Familiensoziologie mit den Familien-Erfahrungen konfrontiert, die jeder in seinem Leben macht, wirken bei Übereinstimmung die Erkenntnisse der Wissenschaft oft banal, bei Abweichungen oder unerwarteten Einsichten entstehen Zweifel an der Wissenschaft. Was der sogenannte gesunde Menschenverstand an gefühlten Werteverstärkungen wahrnimmt, ist empirisch nicht immer belegbar, und die Schlüsse aus solchen Ahnungen mögen vielleicht schlagzeilentauglich sein, zum besseren Verständnis von Familie tragen sie allerdings nichts bei. Anders dieses Buch.

Die Verfasserin erläutert die Schwierigkeiten heutiger Familien: zum Beispiel die gestiegenen Ansprüche an die Elternrolle (die sich Väter und Mütter teils selbst auferlegen), die zunehmende Kindorientierung, über-

höhte und idealisierte Erwartungen an Partnerschaft, Ehe und harmonische familiäre Beziehungen. Solche überzogenen Vorstellungen werden auch von den Medien erzeugt und transportiert; in diesem Zusammenhang hält Nave-Herz empirische inhaltsanalytische Untersuchungen von Familienbildern in den Massenmedien für wünschenswert.

Das lehrreiche Buch verhindert einfache Antworten. Es bewahrt davor, aus strukturellen Veränderungen auf eindimensionale Wirkungsketten zu schließen. Wenn all jene, die in Sonntagsreden und Gesprächssendungen und Predigten von Familie sprechen, dieses Buch läsen, trüge das zu einer Versachlichung der Diskussion bei. Und allen, die beruflich mit Familien zu tun haben oder um ein fundierteres Urteil in der aktuellen Debatte bemüht sind, sei dieses handliche und lesbare Standardwerk sowieso empfohlen.

Stefanie Haas

*Dass alles möglich ist,
macht das Leben nicht einfacher*

Martin Doehlemann: Die Dreißigjährigen. Lebenslust und Lebensfragen. Waxmann Verlag. Münster 2006. 178 Seiten. 14,90 Euro.

Früher war das die Mitte des Lebens: mit dreißig stand man auf dem Gipfel des Lebens, nun begann der Abstieg. Und heute? Heute stehen die Dreißigjährigen auf halber Höhe in Gebirgen, zahlreiche Gipfel vor sich, manche in den Wolken, verwirrende Wegweiser an den vielen Pfaden, und die Vielfalt von Landkarten macht das Leben auch nicht einfacher.

Der Soziologe Martin Doehlemann hat sich umgesehen bei den Dreißigjährigen und ihre Vorstellungen vom Leben zu erforschen versucht. Mit einem literaturgeschichtlichen Streifzug von der Antike bis zur Gegenwart beginnt die anregende und vergnüglich zu lesende Studie. Der Bakkalaureus in Goethes *Faust II* erklärt dem Teufel im jugendlichen Überschwang: „Hat einer dreißig Jahr vorüber, so ist er schon so gut wie tot!“ Die heute Dreißigjährigen hingegen haben noch viel vor sich, manche haben den Eindruck, das Leben habe noch gar nicht richtig begonnen. Sie stehen zwischen Freud und Qual von Wahlfreiheit und Wahlzwang, haben alle Möglichkeiten und verstricken sich bisweilen in ihren selbstgebastelten und allzu gründlich bis grüblerisch durchdachten Lebensentwürfen.

Doehlemann hat Eltern in dieser Altersgruppe mit Kinderlosen verglichen und nach ihren Vorstellungen von Partnerschaft, Kindern und Familie gefragt. Seine Studie „Lebensfragen von Menschen zwischen 28 und 32 ohne Kinder und mit Kindern“ nimmt fast die Hälfte des Buches ein.

Auf die Frage, ob er sich mit 30 voll erwachsen fühle, antwortet ein Mann: „Ich wurde langsam ruhiger und gelassener. Seitdem versuche ich, mich wie ein zivilisierter Mensch zu verhalten.“ (91) Andere fühlen sich nur partiell erwachsen oder sind sich unsicher, was damit eigentlich gemeint sein könnte. 57% der Befragten bezeichnen sich als nicht voll erwachsen – für Doehlemann ist das allerdings keineswegs ein Hinweis auf eine kollektive Entwicklungsverzögerung, sondern hat mit einem undeutlichen und umgedeuteten Erwachsenenbegriff zu tun.

Wieso sich die Dreißigjährigen nicht in dem Maße fortpflanzen, wie das die Politik gerne hätte, darauf gibt es keine schnelle Antwort: „In der Reserviertheit gegenüber der Frage nach dem eigenen Nachwuchs steckt keine Abneigung gegen Kinder als Quälgeister oder Karrierehemmnis, sondern es fehlt erst einmal an Personal zur (halbwegs) festen Paarbildung.“ (167)

Und für die Mütter und Väter gilt, dass sie „beim Blick auf sich selbst nicht ihre Kinder und beim Blick auf ihre Kinder nicht sich selbst aus den Augen verlieren“ (167). Doehlemanns Sinn fürs Alltägliche, den er auch in seinen Untersuchungen zur Langeweile oder *Zur kulturellen Konstruktion von Unsinn* bewies, eröffnet einen Einblick in eine Generation, die viele Freiheiten hat und nicht so recht weiß wohin mit sich. „Möglicherweise besteht die Generation der Ratlosen sozusagen aus den jüngeren Geschwistern der Lifestyleanhänger. Sie können diesem Gehabe nichts mehr abgewinnen, wissen aber noch nichts an dessen Stelle zu setzen.“ (77) Mit einer erfrischenden Selbstverständlichkeit verknüpft der Verfasser literarische und historische Zeugnisse mit aktuellen Befunden, er zieht Bekanntschaftsanzeigen oder journalistische Texte heran und lässt häufig die Dreißigjährigen selbst zu Wort kommen. So entsteht ein farbiges und plastisches Portrait einer Altersgruppe und ihrer Lebensentwürfe, knapp und lesbar (fast möchte man hinzufügen: man merkt gar nicht, dass es ein Soziologe geschrieben hat), und man wünscht sich weitere Generationen-Studien dieser Art.

Stefanie Haas

Familienpolitik

Im Blickpunkt: die Kinder

Christine Brinck: Mütterkriege. Werden unsere Kinder verstaatlicht? Herder. Freiburg 2007. 156 Seiten. 12,90 Euro.

Und das gibt es doch: Ein Buch, das der allgemeinen Krippeneuphorie ausdrücklich skeptisch begegnet und dennoch frei ist von jedem ideologie- und klischeeverhafteten Unterton, der in der gegenwärtigen Betreuungsdebatte allzu oft „gute Mütter“ gegen „Rabenmütter“ in Stellung bringt.

Christine Brinck beweist es, den Pamphleten und Fernsehauftreten diverser Krippengegner zum Trotz. Der Erziehungswissenschaftlerin geht es dabei nicht in erster Linie um die „Mütterkriege“ – auch wenn der Titel ihres Buches anderes vermuten ließe. „Kinder zuerst!“, lautet ihre Devise (15). Die möglichen Opfer des Konflikts stehen also im Vordergrund. Woher soll man wissen, dass die Krippenbetreuung ihnen gut tut? „Wir Erwachsenen gehen ja nicht in die Krippe, sondern es sind Kinder zwischen null und drei Jahren. Hat man sie je gefragt?“ (24) Sollten Frauen Kinder bekommen, ohne die Absicht zu haben, sich auch intensiv um sie zu kümmern? Das sind Fragen, denen sich Christine Brinck behutsam und doch entschieden nähert, auf die sie dem Leser anschaulich verfasste Antworten anbietet, aber nicht aufdrängt.

Dabei reiht sich die zweifache Mutter nicht in die Phalanx derjenigen ein, die grundsätzlich gegen jede Betreuung außerhalb der Familie kämpfen. Es geht ihr um einen „vernünftigen Einklang“ zwischen Mutterschaft und Berufstätigkeit, nicht um ein „Alles-oder-Nichts-Modell“ (31).

Gute Kinderkrippen und Tagesmütter könnten sehr wohl hilfreich sein – als Unterstützung von Müttern und Vätern, nicht allerdings als deren Ersatz. Damit diese Balance gehalten werden kann, fordert Brinck eine Arbeitswelt mit „viel mehr Flexibilität ohne den Preis der Marginalisierung“, den „Abschied von der Mutter-Schiene“ und „die Einführung einer Politik, die höchst anspruchsvolle Arbeit mit reduzierter Stundenzahl möglich macht und ein langsames, aber dennoch zuverlässiges Fortkommen bei gleichem Gehalt und mit entsprechenden Beihilfen garantiert“ (106).

Dass ein solches Umdenken in Politik und Wirtschaft Müttern wie Vätern helfen würde, zeigen acht Gesprä-

che mit jungen Eltern, die der Autorin von ihren persönlichen Berufs- und Familienmodellen berichten. Diese Interviews machen das Buch gerade für andere „Betroffene“ zu einer interessanten, vielleicht sogar für die eigene Lebensplanung hilfreichen Lektüre. Wie hier überlässt Brinck es auch in den vorhergehenden, mit Fakten und Studien gespickten Kapiteln den Lesern selbst, sich von ihren Überlegungen bereichern zu lassen. Gleiches gilt für das Schlusswort der Autorin, in dem sie den Lesern vor Augen führt, welch großes Glück Kinder trotz aller Schwierigkeiten für die Eltern bedeuten: Das kann als einseitig, allzu naiv und romantisch gewertet werden – aber durchaus auch als der gelungene Versuch, inmitten all der „Mütterkriege“ den Blick wieder auf die zu richten, um die es eigentlich geht: die Kinder selbst.

Elisabeth Zschiedrich

Verrat! Überall Verrat! Jürgen Liminskis Kampf gegen das politisch-mediale Establishment

Jürgen Liminski: Die verratene Familie. Politik ohne Zukunft. Sankt Ulrich-Verlag. Augsburg 2007. 176 Seiten. 18,90 Euro.

agenda Familie. Positionen des Familienbundes der Katholiken. Berlin 2006. Sechs Hefte im Ordner. 3,50 Euro. Die Sammlung ist zu beziehen über den Familienbund der Katholiken, Bundesgeschäftsstelle, Reinhardtstr. 13, 10117 Berlin.

Das Buch von Jürgen Liminski ist eine Streitschrift. Der doppelte Titel macht es überdeutlich, und auf dem bunten Umschlag wird die Kampfparole verstärkt, indem das Bild einer jungen Familie von einem Bürostempel „erledigt!“ samt Bundesadler überblendet ist.

Wofür streitet Liminski? Seine positiven Ziele sind rasch aufgelistet: Leistungsgerechtigkeit für die Familien, weil sie unersetzlich sind für die frühkindliche Sozialisation und weil sie das Humanvermögen bereitstellen; die Benachteiligungen im Steuer- und im Sozialversicherungssystem beenden; die monetären Leistungen für Familien ausweiten, möglicherweise bis zu einem Erziehungsgehalt; Ausbau von Betreuungsmöglichkeiten nach Bedarf, aber mit Wahlfreiheit für die Eltern und entsprechend den Erkenntnissen der Bindungsforschung; Hilfen zur Wiedereingliederung von Eltern ins Erwerbsleben nach der Betreuungsphase; schließlich ein Familienwahlrecht.

Aus christlichem Verständnis von Familie kann man dem allem rundum zustimmen, auch dafür streiten. Dennoch halte ich Liminskis Streitschrift für misslungen. Die Gründe: die Machart des Buches, seine Widersprüche, eine streckenweise üble Polemik, ein eklatanter Mangel an politischem Sinn.

Zur Machart: Liminski konstruiert ein Feindbild, nämlich das „politisch-mediale Establishment“, das ein Meinungsdictat ausübe und seit Jahrzehnten „Verrat an der Familie“ übe. Dieses Leitmotiv durchzieht alle Kapitel. Zu den dort behandelten Teilproblemen (Demographie, Berufskarriere und Elternschaft, Humanvermögen, Krippendebatte) findet man zwar interessantes Material und plausible Argumente, aber keine stringente Ausarbeitung. Der Autor schüttet vielmehr seinen Zettelkasten darüber, einen Wust von Zitaten, ermüdende Wiederholungen, Polemik im Stakkato-Stil, immer wieder in die Anklage mündend: Verrat.

Darüber merkt er offensichtlich selbst nicht, wie oft er sich in Widersprüche verwickelt: Die Familienpolitik hätte eine demographische Wende bewirken können – in der Demographie lägen die Dinge komplizierter; das generative Verhalten habe viele Ursachen – dass 44% der Kinderlosen nicht den richtigen Partner finden, habe die Politik bewirkt; das Elterngeld sei ein Schritt in die richtige Richtung – Frau von der Leyen und der Wirtschaft gehe es nur um Arbeitskräfte, nicht um Kindeswohl; in der Krippendebatte blende das Establishment die Qualitätsfrage aus – aber Politiker aus dem Establishment (Alois Glück, Edmund Stoiber) stellen diese Frage; Paul Kirchhof mit seinen guten Ideen sei vom Establishment madig gemacht worden – aber er wurde von einer tonangebenden Partei dieses Establishments als Ministerkandidat präsentiert. Überhaupt: Meinungsdictatur? Liminski zitiert eine ganze Heerschar Prominenter (Heinz Lampert, Franz Xaver Kaufmann, Roman Herzog u.a.) für seine Positionen. Schreiben die etwa im Untergrund? Und wird Liminskis eigenes Buch etwa unterdrückt? Die *F.A.Z.* hat es vorgestellt.

Heuchlerische und dumme Politiker

Liminskis Text ist durchsetzt von üblen Ausfällen gegen die Politiker. Da ist von Heuchelei und Dummheit die Rede; Frau von der Leyen betreibe eine „Krippenindustrie“; die Politik wolle den Schutzraum Familie auflösen; die Große Koalition führe Krieg gegen die klassische Familie, sie wird als „Nomenklatura“ mehrfach in die Nähe von Marxismus und DDR gerückt. Ein Höhepunkt solcher Erkenntnisse sei zitiert: Die rot-grüne

Bundesregierung habe den Beruf der Prostituierten anerkannt, und „auch für die gegenwärtige Regierung gilt offenbar wirtschaftlich gesehen das Frauenbild: Lieber der Puff als der Herd“ (77).

Liminskis Hauptfeind ist neben Frau von der Leyen die CDU. Der Verrat an der Familie sei ihr Privileg. Dagegen erhält die CSU Streicheleinheiten, obwohl sie auch in der Großen Koalition sitzt. Die „schäbige Behandlung“ der Familie habe bei Helmut Kohl angefangen. Seine Regierung habe die Kinderfreibeträge verringert. Dabei verschweigt der Autor, dass die Regierung Kohl diese Freibeträge überhaupt erst wieder eingeführt hat. Von der Einführung von Erziehungsgeld und Erziehungsurlaub, von der Anrechnung von Erziehungszeiten im Rentenrecht durch die Regierung Kohl (Heiner Geißler) spricht Liminski nicht, wohl aber führt er ständig die erst später erfolgten familienfreundlichen Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts gegen die Politik ins Feld.

Mit folgendem Zitat eines obskuren französischen Publizisten wird Helmut Kohl schließlich völlig in die Pfanne gehauen: „Was weder die Utopien Wilhelms II. noch der Wahnsinn Hitlers schafften, Helmut Kohl und Gerhard Schröder werden es vollbracht haben: Deutschland wird als Nation untergehen“ (175).

Ein schlichtes Gesellschaftsbild

Liminski wird im Klappentext als Diplom-Politologe vorgestellt. Aber politischer Sinn scheint ihm völlig abzugehen. In seinem Begründungskapitel fällt auf, dass er die objektiven, strukturellen Faktoren der Entwicklung von der industriellen Revolution mit ihrer Trennung von Familie und Erwerbsleben bis zur vollen Gleichberechtigung der Frau heute und ihrer selbstverständlichen Teilnahme an Beruf und Arbeitswelt zwar nennt, aber in ihrem Gewicht völlig in den Hintergrund rückt gegenüber dem „falschen Denken“, den Ideologien, die er von Adam Smith bis zu den heute Herrschenden am Werk sieht.

Liminski hat ein schlichtes Gesellschaftsbild. Auf der Schlussseite belehrt er seine Leser mit den alten Griechen, es gebe nur zwei Gesellschaftsmodelle: das Konfliktmodell und das Konsensmodell. Als ob nicht heute schon unsere Kinder in der Schule lernten, dass es innergesellschaftlich wie international darauf ankommt, angesichts unserer Konflikte ein erträgliches Miteinander zu ermöglichen. In unerschütterlicher Selbstgewissheit trägt der Autor die „Wahrheit“ wie eine Monstranz vor sich her, ohne jeden Sinn für die

Relativität wissenschaftlicher Erkenntnisse und politischer Lösungsversuche. Ein Für und Wider, die in aller Politik notwendige Pro-Kontra-Argumentation scheint er nicht zu kennen.

Man kann der deutschen Familienpolitik gewiss Versäumnisse und Einseitigkeiten vorrechnen, aber indem Liminski sie ständig moralisch disqualifizieren möchte, macht er seine Argumente stumpf. Er fragt auch nicht, was doch nahe läge, nach positiven Ansätzen in bisheriger Politik, die weiterzuführen, zu verbessern, zu stärken wären. Es darf sie nicht geben, weil die herrschende Nomenklatura die Familie erledigen will. So etwas bringt sich um jede Wirkung, kann auch von denen, die Liminskis Zielsetzungen teilen, nicht ernstgenommen werden.

Dass es auch ganz anders geht, zeigt die hier kurz vorzustellende zweite Veröffentlichung: Der Familienbund der Katholiken hat in sechs Broschüren, die in einem Ringheft zusammengefasst sind, seine Positionen zur Familienpolitik in handlicher Form vorgestellt. Die einzelnen Broschüren haben einen Umfang von jeweils 20 bis 30 Seiten; die Aufmachung ist ansprechend, die Darstellungen sind übersichtlich, leicht erschließbar und benutzerfreundlich.

Die erste Broschüre gibt einen Überblick über das Ganze, eine Einführung und eine Zusammenfassung der wichtigsten Positionen. Die fünf weiteren Hefte geben detaillierter Auskunft über folgende Teilthemen: Erziehung, Bildung und Betreuung; Soziale Sicherung; Steuern und Transfers; Familienleben; Familienverträglichkeit. Die Positionen und Forderungen sind prägnant dargestellt und gut begründet, die Probleme der Familie in der gegenwärtigen Gesellschaft deutlich herausgearbeitet. Das Ganze öffnet positive Perspektiven für eine „Zukunft mit Familie“ und kann ein hilfreiches Instrumentarium sein für alle, die sich in Kirche, Öffentlichkeit und Politik für diese Zukunft einsetzen wollen.

Bernhard Sutor

Lösung Mehrgenerationenhaus?

Ursula von der Leyen (Hrsg.): Füreinander da sein. Miteinander handeln. Warum die Generationen sich gegenseitig brauchen. Herder. Freiburg 2007. 157 Seiten. 9,90 Euro.

Die Fakten sind mittlerweile hinreichend bekannt: Es gibt immer weniger junge und immer mehr alte Menschen in Deutschland – ein Trend, der sich in Zukunft

mit aller Wahrscheinlichkeit weiter verstärken wird. Diese demographische Entwicklung wird in der öffentlichen Debatte zumeist negativ bewertet: Vergreisung der Gesellschaft, Probleme auf dem Arbeitsmarkt und im Bereich der Sozialversicherungen, wenn nicht gar der viel beschworene „Krieg der Generationen“ seien die Folgen.

Dieses Buch will dagegen positive Seiten der demographischen Entwicklung in den Vordergrund rücken und zeigen, wie Jung und Alt nicht nur friedlich, sondern auch sich gegenseitig unterstützend und voneinander profitierend miteinander leben können. Im Hintergrund steht dabei das Projekt „Mehrgenerationenhaus“, das von der Herausgeberin des Buches, Bundesfamilienministerin **Ursula von der Leyen**, 2007 ins Leben gerufen wurde und ein solches Zusammenleben fördern und ermöglichen möchte.

Aus der Sicht verschiedener Fachrichtungen wird dargestellt, worin die verschiedenen Potenziale alter und junger Menschen bestehen und wie es diese im Zusammenleben zu nutzen gilt. So schreibt von der Leyen in ihrem Beitrag, ältere Menschen brächten „mit ihrer Souveränität, ihrer Erfahrung und ihrem Betriebswissen ganz besondere, wertvolle Ressourcen in den Arbeitsprozess ein“ (13). Und die Psychologin **Ursula Staudinger** meint, ältere Menschen seien „umgänglicher, verlässlicher und emotional stabiler, also angenehmere Zeitgenossen im sozialen Umgang“, und „eine Gesellschaft mit mehr alten Menschen als bisher könnte eine entspanntere Gesellschaft sein als diejenige, die wir heute gewohnt sind.“ (80)

Der Neurobiologe und Hirnforscher **Gerald Hüther** zielt auf die Gegenseitigkeit der Generationenbeziehungen ab und weist darauf hin, dass ein Kind Erwachsene brauche, die ihm alle kulturspezifischen Leistungen weitervermitteln, dass umgekehrt aber Erwachsene auch Kinder brauchten, die ihnen mit ihrer Kreativität, Entdeckerfreude und Offenheit zeigten, was beim Erwachsenwerden oftmals verloren geht.

Die gegenseitige Fürsorge steht bei **Hans Bertram**, Mitglied der Kommission „Demographischer Wandel“ des Bundespräsidenten, im Vordergrund. Der Soziologe plädiert für die Sensibilisierung der Gesellschaft dafür, „dass diese Bereiche der Fürsorge zwar in der Regel privat organisiert sind, aber genauso wichtig sind wie die Teilhabe an der Erwerbswelt“ (124).

Die Psychologinnen **Sigrun-Heide Filipp** und **Anne-Kathrin Mayer** betonen, das Verhältnis zwischen Jung

und Alt sei keineswegs so schlecht wie sein Ruf und vor allem innerhalb von Familien nicht unbedingt besser als außerhalb. Womit der Bogen geschlagen wäre zum Mehrgenerationenhaus – einer Art Familie außerhalb der Familie. Dieses Projekt, bundesweit bereits 500 Mal verwirklicht, seine Geschichte, Organisationsweise und Ziele stellen **Annette Niederfranke**, Unterabteilungsleiterin im Bundesfamilienministerium, und **Gisela Erler** und **Annemarie Gerzer-Sass** vom „Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser“ vor.

Dass das Projekt hier als Ideallösung angesichts der demographischen Situation erscheint, lässt der Hintergrund der Autorinnen nicht anders erwarten. Die meisten positiven Aspekte sind aber auch objektiv nachvollziehbar. Gleiches gilt für die anderen Beiträge des Buches: An einigen Stellen wirkt das Altern der deutschen Bevölkerung zu sehr durch die rosarote Brille des Projekts Mehrgenerationenhaus betrachtet. Negative Auswirkungen der demographischen Entwicklung finden kaum Erwähnung. Da dies aber andernorts häufig genug der Fall ist, enthält dieses Buch interessante, neue Aspekte und bildet insgesamt einen wohltuend positiven, konkret praxisorientierten Beitrag zur aktuellen Debatte.

Elisabeth Zschiedrich

Beliebiges im Bild-Zeitungs-Stil

Martin Lohmann: Etikettenschwindel Familienpolitik. Ein Zwischenruf für mehr Bürgerfreiheit und das Ende der Bevormundung. Gütersloher Verlagshaus. Gütersloh 2008. 222 Seiten. 19,95 Euro.

Martin Lohmann hat einen guten Namen als politischer Publizist. *Bund katholischer Unternehmer* (BKU), *Rheinischer Merkur*, *Rhein-Zeitung* u.a. waren Stationen seiner Tätigkeit. So nimmt man sein Buch mit großen Erwartungen entgegen, aber leider wird man enttäuscht.

Was ist Lohmanns Botschaft? Er will unserer Gesellschaft die wahre Bedeutung der Familie „im Klartext“ vor Augen führen: Familie ist kein Auslaufmodell, hat Zukunft, ist unsere Zukunft. Das soll nicht in wissenschaftlicher Systematik geschehen, wie er, sich absichernd, vermerkt, sondern in Form eines öffentlichen Zwischenrufs.

Den Zielen und auch manchen Wegen, für die der Autor streitet, kann man durchaus zustimmen: Freiheit für

die Familien; Anerkennung für den Beruf Mutter; Wahlfreiheit zwischen Familien- und Erwerbsarbeit; Familienwahlrecht; hochwertige Kinderbetreuung. Das und vieles andere wird im Schlusskapitel noch einmal, aber ganz wahllos zusammengestellt, vermischt mit einem litaneihaften Lobpreis auf die Kinder und mit wohlfeilen moralischen Forderungen, z.B.: „Wir brauchen neue Mütter. Wir brauchen neue Väter.“ – „Wir brauchen Politiker mit neuen Ideen.“

Demgegenüber ist alles, was sich bisher Familienpolitik nennt, Etikettenschwindel. Sie ist Frauenpolitik, Frauenerwerbspolitik. Etikettenschwindel ist die Politik von Frau von der Leyen, die Lohmanns „Fakten-Check“ nicht besteht; Gelegenheit zur Verteidigung erhält die Geprüfte nicht. Etikettenschwindel ist die Gleichstellungspolitik. Etikettenschwindel ist aber auch das C der CDU (das geht hauptsächlich gegen Frau Schavan) und das, was der deutsche Katholizismus mit Benedikt XVI. treibt – was diese Abschnitte mit dem Thema zu tun haben, weiß ich nicht. Vermutlich sucht Lohmann Gelegenheit, alte Rechnungen zu begleichen.

Dazwischen findet man ein hohes Lied auf die eheliche Treue und manches über privates Familienglück und Heimat. Man nimmt dem Autor das Bekenntnis zur Familie im Allgemeinen und zu seiner eigenen gern ab. Aber das Thema Familienpolitik verlangt doch auch vom Journalisten etwas mehr an konsistenter Argumentation. Lohmann beruft sich recht beliebig auf sehr unterschiedliche Autoren und Positionen. Gelobt wird Ludwig Erhard, sodann das BKU-Konzept für Familie, als ob es auf Erhards Linie läge; gelobt wird an anderer Stelle eines der Konzepte für „Erziehungsgehalt“, aber ohne jedes Für und Wider; und wieder in einem anderen Abschnitt folgt ein Plädoyer für die Freiheit der Familie vom Staat.

Das ist alles fast beliebig zwischen zwei Buchdeckel gepresst und in journalistisch gewiss gekonnter Manier vorgetragen. Aber der *Bild-Zeitungs-Stil* des Autors geht einem auf die Dauer doch auf die Nerven. Besonders unangenehm berühren Passagen, in denen Lohmann sich in die Pose des Widerständlers wirft, sogar Alfred Delp zitierend; wie sein Großvater gegen die Nazis, so er heute, seinem Gewissen folgend, gegen den Zeitgeist und gegen „Denkverbote“ kämpfend. Das Buch taugt wenig für eine vernünftige Diskussion der Familienpolitik, es bedient vielmehr gute Emotionen und fragwürdige Vorurteile. Schade.

Bernhard Sutor

Theologie, Religionspädagogik

Auf der Suche nach der Form

Christoph Gellner (Hrsg.): Paar- und Familienwelten im Wandel. Neue Herausforderungen für Kirche und Pastoral. Theologischer Verlag. Zürich 2007. 239 Seiten. 24 Euro.

Der Sammelband dokumentiert die Beiträge einer Tagung, die das Institut für kirchliche Weiterbildung IFOK im März 2006 unter dem Titel „Paar- und Familienwelten im Wandel. Herausforderung zu neuen pastoralen Wegen“ an der Universität Luzern durchgeführt hat. Herausgeber des Bandes ist **Christoph Gellner**, Leiter des IFOK sowie des Theologischen Seminars Dritter Bildungsweg an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern. Dass er über eine Zusatzausbildung in Ehe- und Familienpastoral verfügt, qualifiziert und prädestiniert ihn geradezu für Dinge, die heute zur Debatte stehen, wenn vom Wandel der Paar- und Familienwelten die Rede ist.

Es ist kein kleiner Vorteil, den gerade dieser Sammelband bietet, dass dessen Herausgeber den Leserinnen und Lesern zunächst einmal in einem eigenen Beitrag sich darum bemüht zeigt, die Zeichen der Zeit zu deuten und damit überhaupt erst zu bestimmen, welche Dinge denn eigentlich zur Debatte stehen, wenn vom Wandel der Paar- und Familienwelten die Rede ist. Was Christoph Gellner da schreibend bedacht hat, ist tatsächlich wohlbedacht. Denn er belässt es nicht dabei, die sich stellenden Fragen nebeneinander unverbunden aufzustellen; er stellt die Frage nach der sich in allen Fragen stellenden Frage und kann diese beantworten unter Bezugnahme auf zwei Zeugnisse aus dem Bereich zeitgenössischer Dichtung und Literatur, deren (zeit)seismografischer Wert für den Lehrbeauftragten für Theologie und Literatur an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern, der Christoph Gellner auch ist, evident ist.

Im Rückgriff auf die Romane *Lieben* von Katrin Struck und *An einem Tag wie diesem* von Peter Stamm gelingt es Christoph Gellner, zu zeigen, dass die Frage nach der Form eben die Frage in allen Fragen ist, die gegenwärtig die Lebenswelt der Paare und Familien betreffen. Die Sache, die der ganze Sammelband verhandelt, ist demnach eine „Form-Sache“ in Gestalt einer „Form-Suche“. Gesucht werden Formen, die so passen, dass sie das Leben als Paar und als Familie gelingen lassen.

Das zeitdiagnostische Seismogramm, das unsere Zeit auf der Suche nach passenden Formen für das Leben als Paar und als Familie sieht, dürfte ebenso stimmig wie gültig sein, und in eben dem Maße, als es das ist, muss es einfach auch theologisch zu denken geben. Gefordert ist darum, wie Christoph Gellner zu Recht betont, eine Theo-Logik, die „mit der Aufmerksamkeit für die (in)humane Signatur der Zeit beginnt“ (26) und sich dann entschieden bemüht, „die Lebensdienlichkeit des Evangeliums für heutige Existenz [...] zu profilieren“ (29), auch und gerade für die heutige Lebenswelt der Paare und Familien.

Hoffnung auf eine dritte Kraft

Form-vollendetes Gelingen kann auch christlich gelebte Ehe und Familie nicht garantieren. Das zu betonen, ist Christoph Gellner wichtig, und daneben dies: dass es eine große Chance einer diakonischen Pastoral ist, gegenüber diesen und jenen Verengungen und Verkürzungen (post)moderner Leitbilder von Liebe, Partnerschaft, Ehe und Familie die auf dauerhaftes Gelingen zielende und damit gar nicht form-schwache Option ehelicher Liebe in die zeitgenössische Debatte zu bringen: eine Option, die darum weiß, dass Gelingen, damit es wirklich Gelingen sein kann, stets auch geschenktes Gelingen sein muss und es tatsächlich auch sein kann durch „die Hoffnung auf eine ‚dritte Kraft‘: auf den Segen und die Gnade Gottes“ (29).

Gellner hat mit seinem einleitenden Beitrag einen im besten Sinn des Wortes problemindikatorischen Beitrag geschrieben, der sich trefflich dazu eignet, als Schlüssel zu den weiteren Beiträgen des Sammelbandes zu fungieren, die sich dann einzelnen Belangen und Bezügen des des gekonnt aufgezeigten breiten Themenspektrums widmen.

Manfred Belok, Professor für Pastoraltheologie und Homiletik in Chur, vertritt und vertritt in seinem Beitrag, der sich der Glückssuche in Partnerschaft und Ehe heute widmet, „das Grundanliegen einer prozess- und wachstumsorientierten Beziehungspastoral“ (37). Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist „der Grundwunsch eines jeden Menschen nach einer lebenslang tragenden Lebens- und Liebesbeziehung“ (37). Es gelingt ihm, überzeugend aufzuzeigen, wie die christlich-kirchliche Tradition durchaus ein unbedingt schätzenswertes Lebenswissen bereit hält, dem Impulse für das Gelingen von Partnerschaft und Ehe abzugewinnen sind. Der entscheidendste und wunderbar herausgearbeitete Impuls christlich-kirchlichen Lebenswissens für das

Gelingen von Partnerschaft dürfte wohl der sein, dass es die gelebte Beziehung zu Gott ist, die Männer und Frauen davor bewahrt, füreinander ‚Gott‘ sein müssen als Träger wechselseitiger unendlicher Sehnsuchtsprojektionen, die maßlos sind und darum das Maß dessen sprengen, was ein Mensch für einen Menschen sein kann. Der Lebenspraxis, die daraus erwächst, füreinander Mensch sein dürfen und nicht Gott sein zu müssen – Manfred Belok zeigt das plausibel auf –, dürfte eine dem Gelingen der Liebe dienliche Lebenspraxis sein, denn (zu) häufig scheitern Paarbeziehungen erweisenmaßen daran, dass es zu gegenseitiger Überforderung kraft Übererwartung kommt. Beachtens- und bemerkenswert ist ferner, dass Manfred Belok in seinem Beitrag auch die pastorale Frage nach dem Umgang mit den wiederverheirateten Geschiedenen thematisiert und dabei entschieden das Konzept einer Theologie des Scheiterns als Desiderat anmahnt und einfordert.

Stephanie Klein, Theologin und Pädagogin, plädiert in ihrem Beitrag, der sich dem Thema „Religiosität in der Familie“ widmet, gegenüber einer unspezifischen Rede von der „Familie“ als entscheidendem Faktor für die Weitergabe des Glaubens für eine geschlechterdifferenzierte Wahrnehmung der religiösen Praxis in der Familie. Das ihr Erkennen leitende Interesse ist darum das Interesse, „der Frage nach[zugehen, wie Religiosität heute in der Familie gelebt und tradiert wird“ (63), und zwar so, dass dabei die „Kategorie der Geschlechterdifferenz [...] berücksichtigt“ (64) wird. Dass eine gendersensible Familienpastoral große Chancen hat, zeigt der Beitrag überzeugend auf, und nicht weniger überzeugend plädiert er dafür, „die vielfältige religiöse Praxis der Frauen und Männer in der Familie als eine genuin kirchliche Praxis wahrzunehmen und würdigend anzuerkennen“ (84).

Ein lohnender Blick ins Fotoalbum

Eine spannende Lektüre bietet der Werkstattbericht, den die Theologin **Marianne Kramer**, Assistentin am Lehrstuhl für Seelsorge und Pastoralpsychologie des Instituts für Praktische Theologie an der Universität Bern, über ein laufendes Forschungsprojekt gibt, das Fotoalben mehrerer Familiengenerationen untersucht. Der Beitrag legt überzeugend dar, warum das Sichten von Fotoalben als Archiven familiärer Welten eine unbedingt lohnende Sache gerade auch deshalb ist, weil sich in einzelnen Fotografien auch die jeweils gelebte familiäre Religiosität spiegelt.

Es liegt nahe, dass Christoph Gellner, der Herausgeber des Sammelbandes, da selbst in konfessionsverbindender Ehe mit einer reformierten Pfarrerin verheiratet und Vater von zwei Kindern, den Beitrag geschrieben hat, der sich mit den konfessionsverbindenden Paar- und Familienkonstellationen befasst. Unter dem Titel „Jede Ehe ist eine Mischehe“ beleuchtet der Beitrag die Frage, was es an ökumenischer Sensibilität auf Seiten der Seelsorger und Ortsgemeinden beider Konfessionen braucht, damit trotz noch nicht erreichter Kircheneinheit bekenntnisverschiedene zu konfessionsverbindenden Ehen und Familien werden können.

Der Beitrag, dem einiges daran liegt, „Konturen heutiger ökumenischer Eheologie“ (110-116) zu entwickeln, übergeht und übersieht dabei keineswegs die praktischen Fragen, die sich im Leben konfessionsgemischter Paare stellen beispielsweise bei Familienfeiern wie Taufe, Erstkommunion und Konfirmation, und ausgeklammert bleibt auch nicht die schwierige Frage „Abendmahl und Eucharistie“. So ist ein Beitrag entstanden, der die gegebene Chancen und Grenzen des ökumenisch Möglichen auslotet und damit ebenso im besten Sinn des Wortes einen Beitrag mit „Möglichkeitssinn“ (Robert Musil) verkörpert.

Im Mittelpunkt des Beitrags, den **Helga Kohler-Spiegel**, Professorin an der Pädagogischen Hochschule Feldkirch, verfasst hat, stehen die Chancen und Schwierigkeiten interreligiösen Lernens in Familien. Die Leser dieses Beitrags erfahren eine Menge Details über die vielfältigen Lebenssituationen bireligiöser Partner und Eltern. Engagiert votiert die Verfasserin des Beitrags dafür, die bereits praktizierten Formen interreligiösen Lebens, Betens und Feierns zu unterstützen und die Erfahrungen religionsgemischter Paare und Familien für die Verständigung der Religionen untereinander fruchtbar zu machen.

Ein schwieriges Kapitel ist und bleibt die Frage einer christlichen Sexualethik. **Hans Halter** – er war bis 2004 Professor für Theologische Ethik an der Universität Luzern – geht unter dem Titel „Christliche Sexualethik – was könnte das heute noch sein?“ den verwickelten Problemen, die sich mit der Frage nach Idee und Konzept christlicher Sexualethik stellen, detailfreudig nach. Um die Fragestellungen der Gegenwart verständlich zu machen, unternimmt der Beitrag ausdrücklich und ausführlich einen Gang in die Geschichte und zeigt die da wirksam gewordenen Strömungen auf. Und selbstverständlich unterlässt der Beitrag es nicht, pointiert die „aktuelle römische Lehre der katholischen Kirche“

(142) zu skizzieren – und das nicht ohne einen Seitenblick auf die Debatte um die Enzyklika *Humanae vitae* aus dem Jahre 1968.

Weitaus weniger ausführlich widmet sich Hans Halter dann im Rahmen seines Beitrags der Frage nach „Orientierungen für eine moderne Sexualmoral“ (162-167), die dann in „Konsequenzen für einige konkrete Verhaltens-Fragen“ (168-170) münden. Eher thesenhaft versucht der Verfasser da einige wichtige Orientierungspunkte zu setzen, die auf Schritt und Tritt erkennen lassen, dass die Arbeit an Idee und Konzept einer christlichen Sexualethik wahrlich keine Sache ist, die in jüngerer und jüngster Zeit leichter geworden ist.

Genderbewusstsein in der Familienpastoral

Nicht weniger kontrovers als die Sexualethik-Debatten der Gegenwart verlaufen auch die Gender-Debatten. Da liegt es nahe, dass einer der Beiträge des Sammelbandes sich eigens auch mit dem Thema „Genderbewusstsein in der Partnerschafts- und Familienpastoral“ befasst.

Geschrieben hat diesen Beitrag **Marie-Theres Beeler**, Theologin und tätig in der beruflichen Weiterbildung von Theologen am Institut für kirchliche Weiterbildung IFOK. Dass es eine „genderbewusste Partnerschafts- und Familienpastoral“ (171) braucht, ist die leitende These des Beitrags, der den Lesern aufzeigt, dass ein Gender-Blick auf die Wirklichkeit tatsächlich ein erhellender Blick sein kann, wenn dieser etwa erkennen lässt, dass ‚seine‘ Liebe nicht ‚ihre‘ Liebe ist und Frauen und Männer darum auch ‚anders‘ lieben.

Es wäre wirklich ein Manko, würden in einem Sammelband, der sich dem Thema „Paar- und Familienwelten im Wandel“ stellt, spirituelle Gesichtspunkte fehlen.

Dass dem nicht so ist, dafür sorgt der „Woher nimmt die Liebe ihr Vertrauen?“ betitelt Beitrag des Sammelbandes, für den **Urs Baumann** – er war bis 2006 Professor für Ökumenische Theologie am Institut für Ökumenische Forschung der Universität Tübingen – verantwortlich zeichnet. Die Lebensfrage, der er sich widmet, ist keine geringere als die, wie sich Liebe leben lässt in einer Zeit „kalter Herzen“. Was Urs Baumann dann bietet, sind Bausteine zu einer Spiritualität, die als „Beziehungsspiritualität“ einen „herrschaftsfreien“ Umgang zwischen Mann und Frau ermöglichen und den Glauben als wärmende „Kraftquelle“ entdecken und erfahren lassen.

Der letzte Beitrag des Sammelbandes ist ein Beitrag aus der Praxis für die Praxis. Unter dem Titel „Unterwegs

mit Paaren, Eltern und Familien im Alltag der Pfarrei“ versuchen **Madeleine Winterhalter-Häuptle**, Mitarbeiterin auf der Fachstelle Partnerschaft – Ehe – Familie in St. Gallen, und **Niklaus Knecht-Fatzer**, Leiter eben dieser Fachstelle, einige erwägenswerte Impulse zur Ehe- und Familienarbeit vor Ort in der Pfarrei zu geben. Diese verstehen sich als das Gelingen von Partnerschaft und Ehe fördernde und stützende Impulse, deren Sinn es ist, wegbereitend und wegbegleitend zu sein und so „Ermutigung zum Leben“ (208) gerade an den Stellen des Lebens zu sein, die Stellen von Brüchen und Umbrüchen sind.

Am 22. Juli 1982 hielt Karl Rahner in Würzburg einen bemerkenswerten Vortrag, dessen Titel lautete: „Eine Theologie, mit der wir leben können“. Die Logik dieses Titels aufgreifend wäre zu Leitidee und Leitkonzept des Sammelbandes zu sagen, dass dessen Beiträge sich durchgängig auf die Suche nach einer Form für Liebe, Partnerschaft, Ehe um Familie begeben, „mit der wir leben können“ – gut leben können. Die Leser des Bandes an dieser Suchbewegung teilnehmen zu lassen, zeichnet alle Beiträge des Sammelbandes aus und macht sie für Theoretiker wie Praktiker gleichermaßen interessant.

Bernhard Sill

Pointierter Beitrag zum Thema Werterziehung und Religion

Hans Joas (Hrsg.): Braucht Werterziehung Religion? Wallstein Verlag. Göttingen 2007. 141 Seiten. 19 Euro.

Das Forschungsinstitut für Philosophie Hannover schreibt regelmäßig einen Preis für einen Essay aus, der zu einem wissenschaftlichen Problem Stellung nimmt. Der zu besprechende Band versammelt die drei prämierten Schriften des Jahres 2006, die der Frage „Braucht Werterziehung Religion?“ gewidmet sind. Alle Preisträger bejahen diese Frage, allerdings – und das macht den Reiz des Buches aus – auf unterschiedlichen Wegen. Den Beiträgen ist die Laudatio, gehalten von Hans Joas, vorangestellt.

Der Artikel des Drittplatzierten, **Douglas R. McGaugheys**, ist eine philosophische Abhandlung. Im ersten Teil führt er in die Moralphilosophie Immanuel Kants ein. Die Frage nach der Religion wird im zweiten Teil gestellt, wiederum ganz im Horizont Kantischen Denkens. Dies bedingt eine rein formale Bestimmung des Gottes-

begriffs: Gott erscheint als die Bedingung der Möglichkeit für den Menschen, moralisches Subjekt zu sein. Aufgabe von Religion ist es, die moralische Erhebung des Individuums und der Menschheit anzuregen. Diese Funktion bezeichnet zugleich ihr Wesen: „Moralische Entwicklung ist Religion“ (134). McGaugheys präzise philosophisch argumentierende Preisschrift verdient hohe Anerkennung, sie bleibt aber Antworten auf drängende Fragen schuldig: Bedarf eine formale Werterziehung nicht einer materialen Komponente? Wird nicht der Religionsbegriff verkürzt, wenn Religion und Moralität zusammenfallen? Darin liegt das Grundproblem des Ansatzes von McGaughey: Auf den Spuren von Kant situiert er Religion „innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ und setzt sie damit in einen Widerspruch zum Selbstverständnis der real existierenden Religionen. Diese Spannung bleibt bei McGaughey unbearbeitet.

Der Zugang des zweiten Preisträgers zur gestellten Frage ist wesentlich breiter angelegt. **Stephan H. Meyer-Ahlen** geht von der Praxis unterschiedlicher Ansätze der Werterziehung aus. Diese klassifiziert er in vier Modelle: formalisierte Werterziehung mit philosophischen und entwicklungspsychologischen Ansätzen, Werterziehung in psychologisch-psychoanalytischen Prozessen, inhaltsorientiert-narrative Werterziehung und Werterziehung als Prozess der Enkulturation, d.h. des Hineinwachsens in die Gesellschaft. Für jedes dieser Modelle kann Meyer-Ahlen einen „Mehrwert“ geltend machen, den Religion erbringt: Religion als sinnspendender Horizont in extremen Dilemmasituationen, Religion als tiefe Wurzel für Urvertrauen, Religion als Motivationsgrund für prosoziales Handeln und Religion als „Wertgröße“, die Wertmaßstäbe bietet und Orientierung ermöglicht. Der bündigen und treffenden Darstellung der verschiedenen Modelle schließt Meyer-Ahlen eine knappe systematische Reflexion über den „Mehrwert“ von Religion im Kontext der Werterziehung an, die in sechs Dimensionen ausmündet: Verantwortlichkeit, Relation, Freiheit, Akzeptanz, Versöhnung und Orientierung.

Insgesamt ist Meyer-Ahlen mit seinem klar strukturierten Essay ein überzeugendes Plädoyer für die These gelungen, dass Werterziehung auf Religion nicht verzichten kann. Die Korrelation zwischen Modellen der Werterziehung und dem je spezifischen Mehrwert von Religion gibt wichtige Hinweise auf Möglichkeiten, bestehende Ansätze ethischen Lernens zu vertiefen.

Der mit dem ersten Preis ausgezeichnete Artikel von **Anja Stöbener** und **Hans G. Nutzinger** entfaltet nach einer Analyse der Situation der Religion in der postmodernen Gesellschaft und einer Darstellung von Stufentheorien zur religiösen Entwicklung in sechs Thesen, worin der spezifische Beitrag der Religion zur Wert-erziehung besteht. Die Autoren argumentieren folgendermaßen: Der Mensch ist kein areligiöses Wesen; Religion trägt zur Persönlichkeitsreife bei; unsere Gesellschaft basiert auf religiösen Werten; Religion ermöglicht interreligiöse Verständigung und sie erschließt Zugänge zum Schatz religiöser Erfahrungen. Bedenkenswert ist das Argument, dass der religiöse Mensch in Gott ein Gegenüber hat, das ihn auffängt, wenn er moralisch scheitert. In einem eigenen Abschnitt beschreiben die Preisträger die Rolle unterschiedlicher Personen und Institutionen für eine religiös gestützte Werterziehung.

Die Preisschrift entwickelt überzeugende Argumente für die Einbeziehung von Religion in die Werterziehung. Sie stellt damit einen pointierten Beitrag im gegenwärtigen Diskurs dar. Die angeführten Argumente sind indes nicht völlig neu, sondern kongruieren mit Begründungsfiguren für religiöse Bildung und Erziehung, wie sie in der aktuellen religionspädagogischen Literatur zu finden sind.

Der Reiz des Buches liegt darin, dass hier die Bedeutung von Religion für Werterziehung ausgewiesen wird, ohne dass dafür ein religiöser Standpunkt in Anspruch genommen würde. Das macht die Lektüre für religiöse und nichtreligiöse Leserinnen und Leser gleichermaßen spannend und gewinnbringend. Das Buch verdient deshalb eine breite Rezeption.

Ulrich Kropač

Ratgeber & Broschüren

Brokkoli aus der Mikrowelle für aktive Großmütter

Miriam Stoppard: Das Großeltern-Buch. Der Ratgeber für eine ganz besondere Beziehung. Aus dem Englischen von Henriette Zeltner. Verlag Dorling Kindersley. München 2008. 176 Seiten. 12,95 Euro.

Nie fühlten sich die Großeltern so jung wie heute. Und nie gab es so viele Ratgeber zu diesem Thema. Die besondere Beziehung zwischen Kindern und ihren Großeltern verdient durchaus nähere Betrachtung, und der

Umgang mit Kindern und Kindeskindern könnte durch hilfreiche Hinweise verbessert oder entspannt werden. Die Verfasserin ist mehrfache Großmutter, sie weiß, wovon sie schreibt. Sie kann sogar die Evolution fürs Großmutterdasein verantwortlich machen: „irgendwann war ich mir sicher, dass wir dazu gemacht sind, über die Menopause hinaus zu leben, um unseren Kindern mit ihren Kindern zu helfen“ (16).

Wenn man dem Buch etwas Positives abgewinnen möchte, dann könnte das die Begeisterung der ratgebenden Großmutter sein. Ansonsten ist das Buch ein Sammelsurium an Gemeinplätzen. Es finden sich allerlei wertvolle Hinweise: „Bedenken Sie – ein Baby ist umso leichter zu transportieren, je kleiner es ist“ (118) oder: „Wenn Sie etwas für sich besorgen wollen, können sie ruhig die Möglichkeit der Kinderbetreuung in Läden oder Einkaufszentren nutzen“ (124). Richtet sich das Buch an Großeltern, die all ihre Erfahrungen mit Kindern schon wieder vergessen haben?

Es ist viel mehr von Großmüttern die Rede als von Großvätern, ein Grund hierfür: „Die Vorbilder im Tierreich: Es ist nun mal nicht der patriarchalische Elefantenbulle, der Weibchen und Junge beschützt. Nein, die Elefantenbullen gehen ihre Wege, sobald sie den ersten Anflug von Geschlechtsreife verspüren.“ (44)

Zwischendrin wird das Buch zum sehr allgemeinen Seniorenratgeber und hält beispielsweise den Geheimtipp bereit, dass ausgewogene Ernährung und genügend Bewegung die Lebensqualität steigern können. Brokkoli, vorzugsweise in der Mikrowelle zubereitet (zum Erhalt der Antioxidantien), flankiert von Vollwert-Reis, ist die geradezu ideale Großmütterkost.

Funktioniert die Enkelbetreuung bei den Elefanten deshalb so gut, weil die Elefantengroßmütter evolutionsbedingt keine Ratgeber lesen?

Stefanie Haas

Den Alltag bewusster erleben: Rituale für alle Lebenslagen

Claudia Pfrang, Marita Raude-Gockel: Das große Buch der Rituale. Den Tag gestalten. Das Jahr erleben. Feste feiern. Ein Familienbuch. Kösel-Verlag. München 2007. 368 Seiten. 19,95 Euro.

Viele Familien mit kleinen Kindern kennen dieses Gefühl, gelebt zu werden, statt als Familie selbst das Leben zu gestalten. Der Familienalltag ist oft chaotisch, eine Vielzahl unterschiedlichster Termine muss koordiniert

werden, und es bleibt keine Zeit für ein bewusstes Innehalten. Deswegen sind Bücher über Rituale groß im Kommen, und es finden sich in jüngerer Zeit vermehrt Veröffentlichungen zu diesem Thema, fast jeder religiös orientierte Verlag hat dazu etwas im Angebot.

Rituale helfen, das Leben zu ordnen und dem Alltag Struktur zu geben. Die beiden Autorinnen des „großen Buchs der Rituale“ wissen, wovon sie sprechen. Sie sind Familienfrauen mit zwei bzw. sechs Kindern. Claudia Pfrang, Redakteurin der *Werkblätter* der Katholischen Landvolkbewegung Deutschlands, hatte deshalb die Idee, die begehrten Rituale-Werkblätter einem größerem Publikum zugänglich zu machen.

Herausgekommen ist ein rundes und gelungenes Werk, das wirklich alle Lebensbereiche im Familienalltag abdeckt. Neben Tages- und Wochenritualen wird den Ritualen im christlichen Jahreskreis viel Platz eingeräumt. Dabei wird jeweils kurz auf den inhaltlichen Hintergrund des christlichen Festes eingegangen, was vor allem für jene hilfreich ist, die sich in der christlichen Tradition unsicher fühlen. Die Anregungen zur Advents- und Osterzeit nehmen traditionelle Rituale wie z.B. den Adventskalender oder den Kreuzweg auf, bieten aber gleichzeitig eine weitere Auswahl an jeweils passenden Ritualen.

Auch im weiteren Jahresverlauf werden traditionelle Rituale zum Marienmonat Mai, zu Pfingsten oder zur Kräuterweihe an Maria Himmelfahrt erklärt und praktisch angeleitet. Der letzte Teil des Buches widmet sich den Lebensübergängen und -festen. Hier werden nicht nur wiederkehrende Jahresrituale wie Geburts- oder Namenstage aufgenommen, sondern auch Vorschläge für einmalige Lebensübergänge, wie z.B. den erste Kindergarten- oder Schultag unterbreitet.

Auch finden sich hier Rituale für außergewöhnliche Lebenssituationen wie Krankheit, Trennung der Eltern oder Tod. Diese fallen allerdings sehr knapp aus, was aber aufgrund der Fülle anderer Veröffentlichungen zu diesen Themen nachvollziehbar ist. Insgesamt wäre bisweilen eine ausführlichere und intensivere Anleitung wünschenswert.

Grafisch ist das Familien-Ritualebuch ansprechend mit Illustrationen von Gabriele Hafermaas und mit Lesebändchen gestaltet, so dass man es gerne zur Hand nimmt, um darin zu schmökern. Zum Buch ist eine CD mit Liedern von Kathi Stimmer-Salzedner mit dem Titel *Durch den Tag, durch das Jahr* erschienen. Jeweils passend werden unterschiedliche Rituale mit den entsprechenden Liedern umrahmt. Der Erwerb der CD lohnt

allerdings nur für musikalisch Ungeübte, da alle Lieder der CD mit Noten und Text im Buch aufgeführt und einfach zu erlernen sind.

Das in seinem Titel zwar nicht explizit als religiös ausgewiesene Ritualebuch ist ein hilfreiches Nachschlagewerk für Familien, die durch Rituale ihrer religiöse Verwurzelung (wieder) auf die Spur kommen wollen, die den Alltag bewusst leben wollen und achtsam werden wollen für das, was die einzelnen Familienmitglieder gerade auch in religiöser Hinsicht bewegt.

Simone Birkel

Das ganz normale Leben mit Kindern: ein Film gibt Rat und macht Mut

Ein Leben beginnt... Babys Entwicklung verstehen und fördern. Ein Film von Heike Mundzeck und Holger Braack. DVD. 92 Minuten + 54 Minuten Interviews. 12 Euro inkl. Versand. Zu bestellen bei der Liga für das Kind: www.ein-leben-beginnt.de.

Das Schöne an diesem Film ist das Einfache: Er zeigt, wie sichere Bindungen zwischen Kind und Eltern entstehen und weshalb sie für das ganze Leben so wichtig sind. Auch wer eine Abneigung gegen Ratgeber hat, könnte diesen Film mit Gewinn sehen.

Die *Liga für das Kind* und die *Ehlerding-Stiftung* haben diesen Film in Auftrag gegeben, auf der ergänzenden Internet-Seite www.ein-leben-beginnt.de finden Eltern zahlreiche Links, klar strukturiert und mit Bedacht ausgewählt.

Der Film beschreibt den Bindungsaufbau in den ersten Tagen und Wochen nach der Geburt des Babys und die Entwicklung des Kindes bis zum zweiten Lebensjahr. Die Kapitel sind überschrieben mit „Die Welt erkunden: Entdecken – Begreifen – Geborgensein“, „Welches Spielzeug braucht ein Kind – und wie viel?“ oder „Kleinkinder in der Kita: Trennungsschmerz und Umwelteroberung“. Die üblichen Schwierigkeiten werden angesprochen, es geht um Schreikinder, ums Ein- und Durchschlafen und immer wieder um den Zusammenhang von Bindung und wachsender Selbständigkeit.

Besonders ermutigend ist das letzte Kapitel „Mit Problemen nicht alleine bleiben“. Hier wird unaufdringlich gezeigt, dass es auch für vermeintlich banale Probleme Hilfen gibt, und dass solche Schwierigkeiten kein Grund sind, ein schlechtes Gewissen zu haben oder sich als Erziehungs-Versager zu fühlen.

Im Mittelpunkt stehen Eltern und ihre Kinder, und auch Fachleute wie eine Kinderärztin, ein Pädagoge oder eine Ergotherapeutin kommen zu Wort. Sie berichten ruhig, sachlich und freundlich und sind weit entfernt davon, irgendetwas zu dramatisieren.

An den klar gegliederten Film schließen sich fünf ausführliche Interviews mit Vätern und Müttern an. Sie erzählen davon, wie sich ihr Leben mit Kindern geändert hat, wie müde sie oft sind und wie glücklich, wie sie sich überfordert fühlten und fühlen, wie unsicher sie bisweilen sind. Eine Mutter sagt: „Kinder fordern mehr, als man leisten kann.“ Dabei wirkt sie ebenso realistisch wie zufrieden.

Der Film zeigt keine Katastrophen-Familien, keine Bilderbuch-Eltern, keine Ratgeber-verschlingenden Besserwisser mit pädagogisch-psychologischem Halbwissen – sondern Eltern, die wollen, dass es ihren Kindern und ihnen selbst gut geht. Erfreulich unspektakulär sind auch Kamera und Regie. Es ist eine unaufdringliche Dokumentation, informativ, aber nicht unangenehm belehrend.

Der Film ist (werdenden) Eltern sehr zu empfehlen, möglicherweise auch Erzieherinnen und Familienberatern. Er ist keinesfalls weniger anspruchsvoll als ein Ratgeber in schriftlicher Form. Dem Medium gemäß ist er anschaulicher, unmittelbarer und dadurch sehr nah am ganz normalen anstrengend-schönen Alltag mit Kindern.

Stefanie Haas

Sachbücher

Mäßig spaßig: Kosenamenverhärtung und andere üble Elternkrankheiten

Susanne Kaloff, Nina Puri: Elternkrankheiten. Der große Ratgeber. Geschickt vorbeugen – Messerscharf erkennen – Erfolglos behandeln. Droemer Knaur. München 2007. 208 Seiten. 12,95 Euro.

Eigentlich ist das hier die Rubrik „Sachbücher“, doch wenn man sich den Titel des zu besprechenden Buches ansieht, sollte man die Rubrik eher „Lach- und Sachgeschichten“ nennen: Vater, Mutter und Baby in albernen Hasen-Kostümen, der ach so witzige Unter-Untertitel, dazu der Ratgeber-persiflierende Hinweis „Von führenden Müttern und Vätern empfohlen! Alltagsgetestet, LEID-geprüft, glutenfrei“.

Wen das nicht daran hindert, das Buch aufzuschlagen, der ahnt vielleicht das humoristische Potential, das darin stecken könnte, wenn Eltern halbironisch über ihre eigenen Verhaltensauffälligkeiten schreiben. Aber es handelt sich doch eher um Schnarchgeschichten. Den größten Raum nimmt das „ABC der häufigsten Beschwerden“ ein. Der „Missionarsdrang, lat.: mama bin laden“ beispielsweise ist so beschrieben: „Mütterliche Unfähigkeit, irgendeinen anderen Erziehungsstil als den eigenen zu tolerieren“ (102), weitere Beschwerden sind „Zurschaustillen“ (180) oder „Einrichtungsfieber“ (das sind „mütterliche Pilgerfahrten zu IKEA“ [43]), oder „Kosenamenverhärtung, lat.: schnuffi putzi“ (95), schmerzhaft sind auch „Geburtstagswehen“, gemeint ist die „langwierige und kräftezehrende Einleitung des Kindergeburtstags“. Nicht nur Symptome, Folgen und Komplikationen sind genannt, sondern auch praktische Hilfen: „Das tut gut: Eine Betäubung in Form von Prosecco“ (62). Na denn: Prost!

Und wer tatsächlich bis zum Ende blättert in der Hoffnung, irgendwann sei Schluss mit lustig, der findet noch Buchtips wie *Jedes Elternteil kann schlafen lernen* von Dr. med. Augenring, erschienen im Uhu-Verlag. Gute Nacht.

Häppchenweise in einer Elternzeitschrift serviert mag das für besonders spaßige Ratgeberleser bekömmlich sein, als Buch ist es nicht einmal als Einschlafhilfe zu gebrauchen.

Stefanie Haas

Nicht-mehr-Kinder, die erwachsen werden

Susanne Becker (Hrsg.): Zeit der Wunder. Wenn Kinder in die Pubertät kommen. Heinrich Hugendubel Verlag. Kreuzlingen, München 2006. 222 Seiten. 18,95 Euro.

Die dazugehörige DVD: Zeit der Wunder. Wenn Kinder in die Pubertät kommen. Ein Film von Bernd Reufels, Dominique Klughammer, Wolfgang Klausser. Eine Produktion von doc.station im Auftrag des ZDF. Polar Film 2007. 120 Minuten (beide Folgen der Dokumentation, Magazinbeitrag „pur+ Pubertät – Wilde Zeiten“). 12,95 Euro.

Moritz, Rebecca und Renke waren zwölf, als sie sich einließen auf eine Dokumentation zum Thema Pubertät. Knapp drei Jahre später sind sie noch dieselben, und doch hat sich so viel geändert. Die Langzeitdokumentation lässt einen im Film wie im Buch miterleben,

wie sich die Jugendlichen verändern und welche Gedanken sie sich darüber machen.

Die Filmemacher Bernd Reufels, Dominique Klughammer und Wolfgang Klausser haben einige Jugendliche von 2004 bis 2006 begleitet, sie „tasteten sich ran an Kinderzimmer, Küchendiskussionen und Treffpunkte im Wald“ (9). Die Dokumentation wurde voriges Jahr als Zweiteiler in der ZDF-Reihe *37 Grad* gesendet; ein eindrucksvolles Experiment, ein Film mit pubertätsbedingten Höhen und Tiefen und Überraschungen, weit entfernt von billigen Doku-Formaten.

Das Begleitbuch zur Sendung ist auch für sich lesenswert und aufschlussreich. Es enthält Interviews mit den Jugendlichen, mit ihren Eltern und Freunden, dazu Auszüge aus den selbstgedrehten Videotagebüchern. Die Nicht-mehr-Kinder und Noch-nicht-Erwachsenen sind unsicher, wer sie sind, wie sie wirken und was sie mit sich anfangen sollen. Die Eltern wundern sich über ihre Kinder, die wundern sich über sich selbst, die Konflikte häufen und verschärfen sich, die blöden Mädchen sind irgendwie doch nicht so blöd, oder vielleicht doch, und wieso werden die Eltern so nervig ...

Der erste Teil ist überschrieben mit „Eigentlich bin ich ja nichts!“. Erwachsen sind Rebecca und Moritz und die anderen noch längst nicht, irgendwie jugendlich, und die größte Beleidigung besteht darin, als Kind behandelt zu werden.

Mehr noch als im Buch wird im Film fühlbar, wie das ist, wenn einen keiner verstehen kann oder will. Ihren Eltern wirft Rebecca an den Kopf: „Ihr tut so, wie wenn ich der letzte Depp wär!“ Anlässe zu Streit und endlosen Diskussionen sind Schule, Alkohol, Pflichten zu Hause, Freundschaften – der Titel des zweiten Teils fasst das Grundgefühl der Jugendlichen zusammen: „Ihr kapiert einfach nicht!“

Die genervten Eltern kapieren oft tatsächlich nicht, was in ihren Kindern an der Schwelle zum Erwachsenenleben vor sich geht. Vielleicht können Film und Buch ein kleines bisschen weiterhelfen. Die Jugendlichen denken über sich und ihr Leben nach, erzählen von ihren Wünschen und Sorgen. Das wirkt authentisch und oft sehr erfrischend, hat nichts Aufgesetztes. Sie gehöre noch immer zu den gackernden Hühnern, sagt Rebecca im zweiten Teil, aber „wenn's drauf ankommt, überleg ich auch manchmal“.

Der auf der DVD zusätzlich enthaltene Beitrag *Pubertät – Wilde Zeiten* aus der Reihe *pur+* richtet sich an Kinder und Jugendliche. Wenn man vom allzu lockeren Moderator absieht, ist es eine gelungene, kurzweilige

Informationssendung, die auf das Material der Dokumentation zurückgreift. Zudem wird erklärt, was sich in der Pubertät ändert, wie der Umbau im Gehirn funktioniert und welche Folgen das hat.

Ebenso informativ ist das Buch. Karina Weichold hat das Projekt begleitet. Sie arbeitet als Entwicklungspsychologin an der Universität Jena, ihr Forschungsgebiet ist die Pubertät. Ihre knappen und verständlichen Erläuterungen über die Zusammenhänge von biologischen, psychischen und sozialen Veränderungen bei Pubertierenden sowie über früh- und spätreife Jugendliche ergänzen die Dokumentation.

Die Psychologin erläutert, dass die Pubertät eine enorme Anpassungsleistung erfordert – und keineswegs nur aus Problemen, negativen Gefühlen und Ablehnung besteht: die Pubertierenden haben auch „Ressourcen und Kompetenzen, die von außen immer wieder herausgekitzelt und gefördert werden sollten und die sie während dieses Entwicklungsabschnitts bis hin ins Erwachsenenalter positiv beeinflussen können“ (218).

Das Buch zum Film ist viel mehr als ein herkömmlicher Ratgeber oder ein Sachbuch. Es ist eine zurückhaltende Studie, sehr nah dran an den Jugendlichen. Auch die Dreharbeiten fließen am Rande in die Erzählung ein; es ist das große Verdienst der Filmemacher, dass sie das Vertrauen der Jugendlichen gewinnen konnten. Am Morgen nach Moritz' Grillparty finden sie neun übernachtete Jugendliche vor. Die sechs Mädchen beim Anblick der Kamera: „Wir sehen doch total übelst aus ... und das kommt ins Fernsehen ... und alles nur wegen deiner Pubertät, Moritz“ (191).

Am Ende des Buches gibt es 15 knapp gefasste Ratschläge, wenige Literaturhinweise. Nicht die Menge macht's, sondern die Auswahl, und so seien Buch und Film Eltern pubertierender Kinder empfohlen, ebenso Großeltern und Lehrern. Möglicherweise ist es auch für Jugendliche interessant – so sie denn nicht, wie Renke, das Pubertäts-Gerede der unverständigen Erwachsenen leid sind: „Und ich finde, Pubertät ist ein ganz bescheuertes Wort. Das benutzen manche so abwertend, so jetzt zum Beispiel meine Eltern“ (170).

Seine Mutter sagt rückblickend: „Der größte Fehler, den man als Eltern machen kann, ist der, dass man immer meint, Recht haben zu müssen. Dass man meint, dass man den Kindern genau den Weg weisen muss. Es gibt da keine Wahrheit, es gibt nur ein gegenseitiges Annähern“ (169).

Stefanie Haas

Familiengeschichten

Die schreiende Luft im Kinderzimmer

Dirk von Petersdorff: Lebensanfang. Eine wahre Geschichte. C.H. Beck. München 2007. 160 Seiten. 17,90 Euro.

Das Leichte ist das Schwere: vom Alltäglichen berichten, das ist eine Kunst für sich. Daher gibt es auch nur wenige erträgliche Texte, die vom Alltag mit kleinen Kindern erzählen. Die bemüht-witzige Variante in den Frauen- und Eltern-Zeitschriften, die unterschwellig belehrende in den Ratgebern, die halbintellektuelle in den Sonntagsbeilagen der Tageszeitungen – diese Beiträge bieten hier und da die Möglichkeit, sich oder andere wiederzuerkennen, manche mögen es lustig finden, doch viele Texte sind in ihrer Banalität vom Alltag dann doch wieder weit entfernt.

Ausnahmen sind die Kolumnen, die Rüdiger Dilloo vor zwei Jahrzehnten für das *Zeit-Magazin* geschrieben hat (möglicherweise war das Thema damals noch etwas exotischer), ein herausragendes Beispiel ist Peter Handkes *Kindergeschichte*. Dirk von Petersdorff versucht es also. Ein Lyriker im Kreißaal – das kann seicht werden oder ambitioniert. Es ist der Versuch, das kaum Begreifliche und das Schlichteste in Worte zu fassen. Der Vater beobachtet sich selbst, das bedarf des Abstandes zum eigenen Leben, und andererseits darf dieser Abstand nicht zu groß sein, da doch die unvergleichlich innige Erfahrung des Lebens mit Kindern Thema ist.

Die Zwillinge Max und Luise, anfangs zwischen fest und flüssig, bringen die Eltern an ihre Grenzen und auf neue Gedanken; von Petersdorff erzählt von Träumen und Erinnerungen, von Überlegungen zu vermeintlichen Kleinigkeiten. Man sieht dem Verfasser dabei zu, wie er sich über das eigene Leben und über seine Kinder und nicht zuletzt über sich selbst wundert. Manchmal gelingen ihm eindrucksvolle Bilder wie die „schreiende Luft im Kinderzimmer“ (169f.); einiges mag man kitschig finden oder in der Kinder-Euphorie des Verfassers wieder glaubwürdig.

Zum Glück fehlt diesem Buch der Ton des Heldenhaften. Für den erzählenden Vater sind die Erlebnisse einzigartig, und das schließt nicht aus, dass es noch ein paar andere Väter auf der Welt gibt. Da ist nicht einer am Werk, der alles richtig macht. Er denkt eben drüber nach, erzählt davon, und das kann man mögen oder nicht.

Dirk von Petersdorff ist Literaturwissenschaftler, das bleibt im Alltag nicht folgenlos: Während die Kinder auf dem Topf sitzen, singt er ihnen Goethes *Heideröslein* vor, und als die Tochter ins Spiel vertieft ist, liest er eben mal einen Habermas-Artikel und macht sich Gedanken über Freiheit.

Der Verfasser spielt mit dem Bild vom kinderpflegenden Geisteswissenschaftler. Die Mutter seiner Kinder sagte mal, sie mache 80 Prozent der Arbeit, er mache sich 80 Prozent der Gedanken. Klar, wer von den beiden dann ein gedankenschweres Buch schreibt.

Die *taz* (vom 5. September 2007) sieht in dem Buch Spuren einer „ideologischen Offensive“ aktueller Familienpolitik: „Deutsche Autoren entdecken ihr Vaterglück, als würden sie vom Familienministerium dafür bezahlt oder hätten demnächst eine Auszeichnung mit dem Vaterkreuz zu erhoffen.“ Eine nicht minder ideologische Einschätzung. Was spricht dagegen, einem Vater beim Entdecken des Vaterglücks zuzusehen?

Stefanie Haas

ZFG-Projekt „Religion und Familienkultur“

Der Zusammenhang von religiöser Bindung und Familienkultur

Wie wirken sich christliche Wertevorstellungen auf familiäre Interaktionen aus? Besteht ein Spannungsfeld zwischen christlichem Anspruch von Ehe und Familie einerseits und praktiziertem Familienleben andererseits? Inwiefern ist Familie ein besonderer Bildungsort? Was bedeutet die Entscheidung für oder gegen Kinder für das Gemeinwohl? Diese und andere Fragen werden in einem auf mehrere Jahre angelegten Projekt des ZFG erforscht. Wissenschaftler aus den Gebieten der Soziologie, Ökonomie, Theologie, Sozialethik, Psychologie und Pädagogik fragen nach dem Zusammenhang von „Religion und Familienkultur“ – so der Titel des Projekts. Bislang wurden neun Stipendien vergeben.

Das Projekt gliedert sich in drei Bereiche: „Religion, Kultur und Familie“ (Prof. Dr. Jörg Althammer, Eichstätt und Ingolstadt), „Theologie und Pastoral von Ehe und Familie“ (Prof. Dr. Eberhard Schockenhoff, Freiburg) sowie „Human- und Sozialwissenschaften“ mit den Schwerpunkten Erziehungswissenschaften und Psychologie (Prof. Dr. Hans-Ludwig Schmidt, Eichstätt).

Im September vergangenen Jahres trafen sich die Stipendiaten erstmalig in Eichstätt und stellten ihre Forschungsprojekte vor. Mit ganz unterschiedlichen Methoden gehen sie an ihre Fragen heran: Zwei Dissertationen (eine psychologische und eine theologische) thematisieren beispielsweise die Situation von Familien mit behinderten Kindern und den Beitrag von Religion und Kirche zur Bewältigung dieser Lebenssituation. Eine Soziologin erforscht die religiöse Alltagspraxis in der Institution Familie, und eine Erziehungswissenschaftlerin fragt nach der Rolle der Frau in einem aufgeklärten, modernen Islam. Der interdisziplinäre Austausch zwischen den Forschenden lässt erwarten, dass das Forschungsprojekt „Religion und Familienkultur“ mehr sein wird als die Summe seiner vielversprechenden Teile. Diese Studien werden im *Eichstätter Familien-Prisma* vorgestellt; die Reihe beginnt mit zwei Untersuchungen zu Wertevorstellungen und -erziehung Jugendlicher.

Jörg Althammer

Erziehung, Wertorientierungen und abweichendes Verhalten: Eine vergleichende Analyse unterschiedlichster Schülergruppen

In einem laufenden Forschungsprojekt am Institut für Kriminologie der Universität Tübingen wird der Zusammenhang von unterschiedlichen elterlichen Erziehungsstilen im Hinblick auf die Ausbildung späterer Wertorientierungen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland untersucht. Um möglichst unterschiedliche Populationen erreichen zu können, wurden Studierende der Sozialpädagogik, Gymnasialisten und Hochbegabte (IQ > 130) auf der einen Seite und Hauptschüler und so genannte Berufsvorbereitungsjahrgänge (Schüler ohne Hauptschulabschluss und/oder ohne Lehrstelle) auf der anderen Seite befragt. Im Rahmen multivariater Analyseverfahren wurden unterschiedliche Effekte zwischen erfahrener Erziehung, Wertorientierungen und abweichendem Verhalten in den jeweiligen Gruppen ermittelt.

Das Verhalten und die Einstellungen junger Menschen werden maßgeblich durch die sozialen Kontakte und Bindungen zu den Sozialisationsinstanzen Familie, Schule und Gleichaltrigengruppe (Peer-Group) determiniert. Hierzu gehört ebenfalls die Beziehung, die ein Jugendlicher gegenüber gewalttätigem Verhalten hat. Dies kann sowohl mit der sozialen Kontrolltheorie, als

auch mit der Selbstkontrolltheorie erklärt werden. Demnach sind – sehr vereinfachend zusammengefasst – die Intensität und Art der formellen und informellen Kontrolle, wie auch die Beaufsichtigung durch die Eltern und andere Personen des sozialen Nahfeldes, ausschlaggebend für normkonformes Verhalten. Des Weiteren spielt die durch die Eltern im Rahmen der Sozialisation vermittelte Selbstkontrolle eine Rolle für das spätere Verhalten, vor allem im Hinblick auf aggressives Verhalten. Aus diesem Grund erscheint die Fragestellung interessant, inwieweit sich Erziehungsstile und Werte von Jugendlichen hinsichtlich ihres gewalttätigen Verhaltens unterscheiden.

Erhebungsinstrument und Analyseverfahren

Als empirische Basis dient eine Befragung von knapp 2700 Jugendlichen im Alter zwischen 13 und 30 Jahren mittels eines standardisierten Fragebogens. Der Fragebogen setzt sich aus 412 Merkmalen zusammen. Der größte Teil der Variablen (ca. 200) befasst sich mit religiösen Inhalten, z.B. der religiösen Sozialisation sowie der allgemeinen und der praktizierten Religiosität. Zusätzlich wurden Fragen zur allgemeinen Sozialisation, zur selbst berichteten Delinquenz, zu Werten, zur psychischen Befindlichkeit sowie zu Strukturdaten gestellt. Es ist eine nicht repräsentative Vergleichsgruppenstudie unterschiedlichster Extremgruppen. Mittels multivariater Analyseverfahren werden mit dem Fokus auf die Fragestellung jeweils Konstrukte von Erziehungsstilen, der validen Werteskala von Klages gebildet und im Hinblick auf abweichendes Verhalten hin ausgewertet. Analyseverfahren sind signifikante Mittelwertdifferenzen, Korrelationsanalysen, Pfadanalysen, Clusteranalysen, Diskriminanzanalysen und Korrespondenzanalysen.

Ergebnisse

- ▶ Gymnasiasten und Hauptschüler unterscheiden sich hinsichtlich der erfahrenen elterlichen Erziehungsstile und ihrer Werteorientierungen (Gymnasium: primär fürsorgliche Erziehung und sozialintegrative Werte; Hauptschule: primär autoritäre/passive Erziehung und traditionelle/moderne-materialistische Werte).
- ▶ Die jeweilige Erziehung ist sozialstrukturell abhängig und erklärt die Polarisierung von sozialintegrativen Werten am Gymnasium und traditionellen/materialistischen Werten an Hauptschulen.
- ▶ Hauptschüler selber unterscheiden sich in ihren Wertorientierungen. Muslimische Hauptschülern sind traditioneller (Religion und Nationalstolz) als ihre christlichen Mitschüler. Dieser Effekt hängt vom jeweiligen kulturellen Hintergrund ab.
- ▶ Gymnasiasten und Hauptschüler unterscheiden sich deutlich hinsichtlich der Sozialstruktur. Die jeweilige Sozialstruktur korreliert mit den jeweiligen Erziehungsstilen und Werten an Hauptschulen und Gymnasien.
- ▶ Die Religion und die Konfessionen erklären zentral die traditionellen/modernen materialistischen Werte, was auf einen kulturellen Hintergrund hindeutet.
- ▶ Diese Werte stehen mit abweichenden Verhalten in einem positiven (traditionelle/materialistische Werte) versus negativen (sozialintegrative Werte) Zusammenhang.

Holger Stroezel, Melanie Wegel

Dr. Holger Stroezel ist seit 1995 an verschiedenen Universitäten (Heidelberg, Konstanz und Tübingen) in der Kriminologie als Soziologe tätig. Arbeitsschwerpunkte sind quantitative Sozialforschung, Schulforschung, Migration, Religion und Drogenkonsum.

Dr. Melanie Wegel ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kriminologie an der Universität Tübingen als Pädagogin/Soziologin. Arbeitsschwerpunkte sind qualitative Sozialforschung, Rückfallforschung im Strafvollzug, Schulforschung, Migration und Problemfamilien.

Die Jugend ist besser als ihr Ruf! Studie zur Wertorientierung Jugendlicher

Sehr viele Institutionen und Personen des öffentlichen Lebens fordern heutzutage eine neue Besinnung auf Werte und Tugenden und fordern entsprechend eine verstärkte und explizite Werteerziehung. Der Jugendforscher Arnim Regenbogen von der Universität Osnabrück meinte hierzu treffend: „Verstärkte ‚Wertvermittlung‘ als Aufgabe für Elternhaus, Kirchen und Schulen wird indes in der Öffentlichkeit häufig gefordert, ganz so, als wüsste jeder, worum es sich dabei handelt, oder als beherrschten die professionellen Experten für Sozialisation bereits die dafür geeigneten Vermittlungsverfahren.“ (Arnim Regenbogen: Sozialisation in den 90er

Jahren. Lebensziele, Wertmaßstäbe und politische Ideale bei Jugendlichen. 1998, S. 187). Von einem Expertenwissen, wie man als Mutter und Vater, als Lehrkraft oder als Erzieher Werte vermitteln und weitergeben kann, sind wir jedoch noch weit entfernt.

Eine systematische Erziehung hin zu einer eigenen Wertorientierung muss zunächst an einer diagnostischen Zustandsbeschreibung ansetzen: Welche Werte sind für unsere Jugendlichen heute wichtig und handlungsleitend? Welche Lebensbereiche präferieren sie?

Das ewige Gejammer über die Jugendlichen

Über eines sind sich hier leider (fast) alle einig: Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der eine verstärkte Werteerziehung gefordert wird, wird davon ausgegangen, dass die Jugendlichen heute über ein nur mangelhaft ausgeprägtes Wertebewusstsein verfügen. Dieses Lamento und das Verzweifeln an der nachwachsenden Generation scheint dabei Teil des abendländischen Kulturguts zu sein. So wird etwa schon Sokrates in den Medien mit den Worten zitiert: „Die Jugend liebt heute den Luxus. Sie hat schlechte Manieren, verachtet die Autorität, hat keinen Respekt mehr vor älteren Leuten und diskutiert, wo sie arbeiten sollte. Die Jugend steht nicht mehr auf, wenn Ältere das Zimmer betreten. Sie widerspricht den Eltern und tyrannisiert die Lehrer.“ Und Sokrates meinte: „Ich habe überhaupt keine Hoffnung mehr in die Zukunft unseres Landes, wenn einmal unsere Jugend die Männer von morgen stellt. Unsere Jugend ist unerträglich, unverantwortlich und entsetzlich anzusehen.“ (*Tagesspiegel* vom 31. März 2007). Diese Sätze könnten genauso gut in einem Lehrerzimmer fallen, wo Werteverlust, Gewaltbereitschaft, Politikverdrossenheit, Ellenbogenmentalität und mangelnde Engagementbereitschaft beklagt werden. Genährt sind diese negativen Sichtweisen durch eine sich auf spektakuläre Einzelfälle wie Amokläufe und Gewaltexzesse beziehende Medienlandschaft. Im Sinne einer Bringschuld konzentrierte sich in Folge auch die sozialwissenschaftliche Forschung verstärkt auf jugendliche Problemlagen wie Delinquenz und psychische Auffälligkeiten.

Beitrag zur positiv gewendeten Jugendforschung

Wie schlimm ist es um unsere Jugend wirklich bestellt? Erst in den vergangenen Jahren manifestierte sich in der Jugendforschung ein Paradigmenwechsel von „youth at risk“ hin zu „youth at asset“ (R. W. Larson). Die Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt will

einen Beitrag zu einer solchen positiv gewendeten Jugendforschung leisten. Die Jugendwertestudie des ZFG in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Sozialpädagogik und Gesundheitspädagogik erhebt auf einer für Bayern repräsentativen Basis die Werte, das Engagementverhalten, prosoziale und antisoziale Verhaltensweisen und Einstellungen von 15-jährigen Jugendlichen. Die Studie bleibt jedoch nicht bei einer Zustandsbeschreibung der Werte Jugendlicher stehen, sondern will sich auch der Frage annähern, wie am besten in Elternhaus und Schule zu einer eigenständigen Wertorientierung hin erzogen werden kann. Dabei werden zum einen die Jugendlichen zu ihren Erfahrungen mit dem subjektiv erlebten Erziehungsverhalten der Eltern und dem Schul- und Klassenklima befragt. Zum anderen werden auf der objektiven Seite sowohl die Eltern als auch die Schulen zu werterelevanten Ansätzen und zum Familien- und Schulleben befragt. Zudem wurden alle weiterführenden Schulen Bayerns gebeten, Angaben zu ihren Werteprojekten zu machen. Schulen, die sich besonders der Werteerziehung zuwenden und in der Initiative des Bayerischen Kultusministeriums als Modellschulen benannt sind, werden hinsichtlich des Erfolges ihrer Ansätze vertieft wissenschaftlich begleitet. Ergebnisse für die Jugendrepräsentativbefragung werden Ende des Jahres erwartet.

Soziale und emotionale Entwicklungen anstoßen

Die Ergebnisse dürften für alle jene interessant sein, die mit Jugendlichen haupt- oder ehrenamtlich arbeiten und die einen vertieften Einblick in ihre Lebenswelt und ihre Wertvorstellungen gewinnen möchten. Daneben wendet sich die Studie an alle, die im Bereich Jugendbildung und Jugendernährung nicht bei der Vermittlung von fachlichen Kompetenzen stehen bleiben wollen, sondern sich der schönen und schwierigen Aufgabe zuwenden, auch soziale und emotionale Entwicklungen anzustoßen.

Margit Stein

Dr. Margit Stein, Diplom-Psychologin und Diplom-Pädagogin, ist wissenschaftliche Projektmitarbeiterin am Lehrstuhl für Sozialpädagogik und Gesundheitspädagogik der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Sie ist Projektleiterin und wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „Werthaltungen und Engagement Jugendlicher in Bayern“ und Koordinatorin des Bereichs Psychologie/Pädagogik im Gesamtprojekt „Religion und Familienkultur“.

Neues aus dem ZFG

Prof. Dr. Jörg Althammer leitet das ZFG

Am 1. Februar 2008 hat Prof. Dr. Jörg Althammer die Leitung des Zentralinstituts für Ehe und Familien in der Gesellschaft (ZFG) übernommen. Von 2001–2007 war er Ordinarius für Sozialpolitik und Sozialökonomik an der Ruhr-Universität Bochum, seit 2008 ist er Inhaber des Lehrstuhls für Wirtschafts- und Unternehmensethik an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Althammer ist Mitherausgeber der Zeitschrift *Sozialer Fortschritt* und des *Handbuchs der katholischen Soziallehre*.

Die bisherigen Schwerpunkte des ZFG will Althammer weiter ausbauen: Die Arbeit des Instituts richtet sich weiterhin sowohl an die wissenschaftliche Öffentlichkeit als auch an gesellschaftliche Akteure. Die gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit dem Katholischen Militärbischofsamt wird weitergeführt und nach Möglichkeit intensiviert.

Als neue Forschungsprojekte wurden ein Projekt zur Resilienzforschung sowie ein vom Innenministerium gefördertes Projekt zur sozialökonomischen Situation älterer Migrantinnen und Migranten in Deutschland bewilligt. Die Forschungsschwerpunkte des Instituts liegen aktuell im Bereich der empirisch orientierten Familienwissenschaft. Dabei dominieren methodisch familiensoziologische und -ökonomische Ansätze. Nach dem interdisziplinären Selbstverständnis des Zentralinstituts sind jedoch die Beiträge aus allen Disziplinen der Partnerschafts- und Familienforschung zu berücksichtigen; hier ist das Institut auf eine enge Kooperation mit den einschlägigen Lehrstühlen der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt angewiesen. Adressatenkreis der Arbeit des ZFG ist nicht nur die wissenschaftliche, sondern auch die allgemeine Öffentlichkeit und hier insbesondere der kirchliche Bereich. Zu nennen sind das *Eichstätter Familien-Prisma*, Weiterbildungsseminare („Spektrum Familie“) sowie adressatenspezifische Angebote wie z.B. die Tagung „Familienbilder im Fernsehen“ im Februar 2008, die sich speziell an Medienschaffende wandte. Diese Beratungs- und Weiterbildungstätigkeit wird ebenfalls intensiviert werden.

Die institutionalisierte Form der Beratung ist bereits durch die Mitgliedschaft von Prof. Dr. Jörg Althammer im Wissenschaftlichen Beirat für Familienfragen beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und

Jugend sowie in der Kommission VI (Wirtschaftliche und soziale Fragen) der Deutschen Bischofskonferenz sichergestellt. Darüber hinaus werden die Kontakte zu den katholischen Familien- und Sozialverbänden ausgebaut. Ein dritter und wichtiger Adressat des Familieninstituts ist schließlich die Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt selbst. Hier ist das ZFG federführend für das Audit „Familiengerechte Hochschule“ der gemeinnützigen Hertie-Stiftung.

efp

Strukturell benachteiligt: Familien in der gesetzlichen Rentenversicherung

Jörg Althammer (früher Ruhr-Universität Bochum, jetzt Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt) und **Andreas Mayert** (Ruhr-Universität Bochum) haben im Auftrag der Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen der Deutschen Bischofskonferenz ein Gutachten zur familiengerechten Reform der gesetzlichen Rentenversicherung erstellt (Familiengerechte Rente. Gutachten im Auftrag der Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen der Deutschen Bischofskonferenz zu einer familiengerechten Reform der gesetzlichen Rentenversicherung. Demnächst zu bestellen und herunterzuladen unter www.dbk.de/schriften unter „Arbeitshilfen“).

Durch die Geburt und Erziehung von Kindern leisten Familien einen grundlegenden Beitrag zu Wirtschaft, Gesellschaft und Staat. Eine entsprechende gesellschaftliche und finanzielle Anerkennung dieser Leistungen ist jedoch nicht gegeben; Familien sind in vieler Hinsicht strukturell benachteiligt. Dies tritt besonders in der gesetzlichen Rentenversicherung zu Tage: Im Vergleich zu den finanziellen Beiträgen der erwerbstätigen Generationen werden die Leistungen, die Eltern für den Nachwuchs erbringen, zu wenig berücksichtigt. Unter dem Gesichtspunkt der „Familiengerechtigkeit“ besteht dringender Reformbedarf.

Die Studie diskutiert verschiedene Lösungsvorschläge zur Berücksichtigung familiärer Leistungen in der gesetzlichen Rentenversicherung und berechnet den Finanzierungsbedarf für den Fall einer Ausweitung von Kindererziehungszeiten.

Die Dissertation von Andreas Mayert zum Thema *Alterssicherung und Erziehungsentscheidungen* erscheint im Sommer im Verlag Duncker & Humblot.

efp

Jetzt noch lesbarer?

Familien-Prisma *gibt sich angepasst*

Jeder bäckt sein eigenes Rechtschreib-Törtchen mit einem selbstgebastelten Reförmchen, und neuerdings gibt sich auch das *Eichstätter Familien-Prisma* angepasst an die Reform der Reform. Aber wir behalten uns vor, nicht jede Nuancen-Verflachung mitzumachen. Wäre doch schade, wenn in der Berichterstattung über Familienpolitik nicht unterschieden werden könnte zwischen vielversprechend und viel versprechend.

Inhalt

- ▶ Hartmut Kasten: Einzelkinder und ihre Familien. Hogrefe Verlag. Göttingen u.a. 2007.
 - ▶ Jean-Claude Kaufmann: Was sich liebt das nervt sich. UVK Verlagsgesellschaft. Konstanz 2007.
 - ▶ Günter Opp, Michael Fingerle (Hrsg.): Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. Reinhardt Verlag. München 2007.
 - ▶ Eva Labouvie, Ramona Myrrhe (Hrsg.): Familienbande – Familienschande. Geschlechterverhältnisse in Familie und Verwandtschaft. Böhlau Verlag. Köln u.a. 2007.
 - ▶ Rosemarie Nave-Herz: Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. 3., überarbeitete und ergänzte Auflage. Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Darmstadt 2007.
 - ▶ Martin Doehlemann: Die Dreißigjährigen. Lebenslust und Lebensfragen. Waxmann Verlag. Münster 2006.
 - ▶ Christine Brinck: Mütterkriege. Werden unsere Kinder verstaatlicht? Herder. Freiburg 2007.
 - ▶ Jürgen Liminski: Die verratene Familie. Politik ohne Zukunft. Sankt Ulrich-Verlag. Augsburg 2007.
 - ▶ agenda Familie. Positionen des Familienbundes der Katholiken. Berlin 2006.
 - ▶ Ursula von der Leyen (Hrsg.): Füreinander da sein. Miteinander handeln. Warum die Generationen sich gegenseitig brauchen. Herder. Freiburg 2007.
 - ▶ Martin Lohmann: Etikettenschwindel Familienpolitik. Ein Zwischenruf für mehr Bürgerfreiheit und das Ende der Bevormundung. Gütersloher Verlagshaus. Gütersloh 2008.
 - ▶ Christoph Gellner (Hrsg.): Paar- und Familienwelten im Wandel. Neue Herausforderungen für Kirche und Pastoral. Theologischer Verlag. Zürich 2007.
 - ▶ Hans Joas (Hrsg.): Braucht Werterziehung Religion? Wallstein Verlag. Göttingen 2007.
 - ▶ Miriam Stoppard: Das Großeltern-Buch. Der Ratgeber für eine ganz besondere Beziehung. Dorling Kindersley. München 2008.
 - ▶ Claudia Pfrang, Marita Raude-Gockel: Das große Buch der Rituale. Den Tag gestalten. Das Jahr erleben. Feste feiern. Ein Familienbuch. Kösel-Verlag. München 2007.
 - ▶ Ein Leben beginnt... Babys Entwicklung verstehen und fördern. Ein Film von Heike Mundzeck und Holger Braack. 2007.
 - ▶ Susanne Becker (Hrsg.): Zeit der Wunder. Wenn Kinder in die Pubertät kommen. Heinrich Hugendubel Verlag. Kreuzlingen, München 2006.
 - ▶ Zeit der Wunder. Wenn Kinder in die Pubertät kommen. Ein Film von Bernd Reufels, Dominique Klughammer und Wolfgang Klauer. 2007.
 - ▶ Susanne Kaloff, Nina Puri: Elternkrankheiten. Der große Ratgeber. Geschickt vorbeugen – Messerscharf erkennen – Erfolglos behandeln. Droemer Knauer. München 2007.
 - ▶ Dirk von Petersdorff: Lebensanfang. Eine wahre Geschichte. C.H. Beck. München 2007.
 - ▶ Holger Stroezel, Melanie Wegel: Erziehung, Wertorientierungen und abweichendes Verhalten: Eine vergleichende Analyse unterschiedlichster Schülergruppen.
 - ▶ Margit Stein: Die Jugend ist besser als ihr Ruf! Studie zur Wertorientierung Jugendlicher.
-

Impressum

Das *Eichstätter Familien-Prisma* wird herausgegeben vom Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, Marktplatz 4, 85072 Eichstätt; es erscheint zweimal jährlich, im Frühjahr und im Herbst.

Redaktion: Dr. Stefanie Haas, Neuburg/Donau

Druck: Frick, Krumbach

Die Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder.

Wir freuen uns über Kritik und Anregungen!

E-Mail: zfg-prisma@kuei.de

Wollen Sie zweimal im Jahr auf die virtuelle Ausgabe hingewiesen werden? Auf www.ku-eichstaett.de/zfg finden Sie unter „Publikationen“ einen entsprechenden Link zur Registrierung.
